

EINSTEINS

Zäune | Grenzen | Mauern



Flughafen
München

M steht für Mitarbeiter

Die Flughafenfamilie
macht uns erfolgreich:
Wir sind erneut »Top
nationaler Arbeitgeber«.

Werden Sie Teil unseres Teams:
munich-airport.de/karriere

TOP
NATIONALER
ARBEITGEBER
2019

FOCUS

DEUTSCHLANDS
BESTE ARBEITGEBER
IM VERGLEICH

IN KOOPERATION MIT

kununu | statista

FOCUS-BUSINESS
01 | 2019

M

Verbindung leben

Verbindung leben



Editorial

Isolation, Spaltung, Verlust – was Zäune, Grenzen und Mauern bewirken können, ist ein unvergessener Teil der deutschen Geschichte. Jedes Jahr am 9. November gedenken wir deshalb des Mauerfalls. 2019 zum 30. Mal. Wie Menschen mit Grenzen leben und umgehen, das beschäftigt uns im diesjährigen EINSTEINS. Denn Trennung und Abschottung gehören keinesfalls der Vergangenheit an. Die Mauern der Gegenwart trennen Menschen physisch und symbolisch und es kommen immer wieder neue hinzu.

In unserer ersten Geschichte erzählen uns ZeitzeugInnen aus Ost- und Westdeutschland von dem Wochenende, an dem die Grenze geöffnet wurde. Sie sind in den Dörfern Lauchröden und Herleshausen zuhause, zwischen denen eigentlich nur ein Fluss liegt, die Werra. Trotzdem waren sie jahrelang getrennt, konnten einander nicht besuchen, die Grenze teilte Ost und West. Bis heute erinnern sie sich an die Ängste, das Chaos, aber auch an die große Freude, die der Fall der Mauer mit sich brachte.

Die Geschichte der deutschen Teilung bewegt uns immer noch. Das nutzt der Politiker Martin Sonneborn, Vorsitzender von DIE PARTEI, für sein Wahlprogramm und fordert den Wiederaufbau der Mauer. EINSTEINS hat ihn im EU-Parlament in Brüssel besucht und nachgefragt, was es denn mit der Idee einer erneuten Teilung Deutschlands auf sich hat.

Während die deutsche Mauer immer noch Aufmerksamkeit erregt, werden neue Zäune errichtet, die oft wenig Beachtung finden. So wie der Zaun an der ungarisch-serbischen Grenze. EINSTEINS-Reporter waren dort und haben Menschen auf der Flucht getroffen. Menschen, die machtlos auf der einen Seite des Zauns gefangen sind. Sie müssen jeden Tag aufs Neue für ihre Träume kämpfen.

Ein Krieg mitten in Europa zerstört Städte und Lebensträume. Seit fünf Jahren sterben Menschen an der Front in der Ukraine – Soldaten wie Zivilisten. Vier UkrainerInnen haben uns erzählt, wie sich ihr Leben durch den Krieg verändert hat. Wie sie ihre Familien, FreundInnen und Heimat verloren haben. Eines haben alle gemeinsam: den Wunsch nach einem sicheren Leben.

Schwester Sina-Marie hat ihre Sicherheit und Erfüllung hinter Klostermauern gefunden. Sie hat sich bewusst dafür entschieden, ihr gewohntes Umfeld zu verlassen und auf eine eigene Familie zu verzichten. Äußerlich ist sie abgegrenzt, innerlich aber frei in ihrem Glauben.

Ob vor 30 Jahren oder heute – Grenzen prägen Menschen auf ganz unterschiedliche Art und Weise. In unserem Magazin nehmen wir die deutsche Geschichte als Anlass dafür, darüber nachzudenken, wie Zäune und Mauern noch heute Leben verändern können.

Viel Spaß beim Lesen!

Alina Lackerbauer und Lena-Luisa Maier, Chefredaktion Print und Text

Inhalt



Print

03 Editorial

04 Inhalt

06 Im Chaos vereint

Von Seelentröstern und Geldboten – fünf Geschichten über die Grenzöffnung.

14 Erst die Macht, dann die Mauer

Politiker Martin Sonneborn will eine erneute Teilung Deutschlands. Ein Interview.

18 The Game

Die EU zum Greifen nah. Geflüchtete warten am ungarisch-serbischen Grenzzaun auf ihre Chance.

24 Minen, BHs und Mauerreste

Interessante und skurrile Fakten rund um das Thema Grenzen.

26 Verlorene Heimat

Die ukrainische Bevölkerung leidet unter einem Krieg mitten in Europa. Vier Geschichten.

34 Über die Grenze geschmuggelt

Waffen, Zigaretten oder ein Elefantenfuß: Das hat der Zoll 2019 sichergestellt.

36 Frei hinter Mauern

Mit 23 Jahren trat Schwester Sina-Marie ins Kloster ein. Über ein Leben zwischen Glauben und Zweifel.

44 Redaktion

46 Impressum

Mehr EINSTEINS

Uns gibt es nicht nur auf Papier, sondern auch online auf unserer Website und den Social Media-Kanälen sowie als TV-Sendung.

Online



einsteins-magazin.de

Der vergessene Konflikt

Seit 45 Jahren ist Zypern geteilt: auf den Spuren der Geschichte.

Regensburg aus den Augen eines Traceurs

Ein Parkourkünstler entdeckt täglich die Mauern seiner Stadt. Eine Fotoreportage.

Entlang der Berliner Mauer

15 Kilometer Mauerwalk durch Berlin. EINSTEINS klappert die geschichtlichen Hotspots ab.

30 Jahre – sieben Geschichten

Herleshausen und Lauchröden: ein Multimediaprojekt zum Leben an der innerdeutschen Grenze.

TV



/journalistikstudium

Zwei Völker, ein Trauma

Das Schicksal Zyperns. Ein Film über das letzte geteilte Land der EU.

Die Hoffnung stirbt am Zaun

EINSTEINS über die Zustände an der ungarisch-serbischen Grenze.

Eisenach – immer noch gespalten

Lokalphänomen oder bezeichnend für den Osten? In der Wartburgstadt sitzt die NPD im Stadtrat.

Zwischen Mauern und Frieden

20 Jahre nach dem Bürgerkrieg ist das Zusammenleben in Nordirland zerbrechlicher denn je.

Parkour: Grenzen überwinden

Beim Parkour werden Hindernisse bewältigt – körperlich und mental. Ein Selbstversuch.

Social Media



Einsteins



@einsteinsmagazin



@einsteins

Bilder und Videos

Behind the scenes

Fakten zur Recherche

Mauer-Playlist

Vorstellung der Reporterteams



Im Chaos vereint

Fünf ZeitzeugInnen erinnern sich an jenes Wochenende, an dem die Grenze geöffnet wurde.

*Text & Fotos von Steffen Grüttjen,
Simon Müller und
Fabian Schell*

Herleshausen in Hessen war einer der ersten Anlaufpunkte für Menschen aus dem Osten. Tausende aus der Region Eisenach strömten nach der Grenzöffnung in das kleine Dorf. Eine außergewöhnliche Situation, die alle Beteiligten auf ihre ganz eigene Art und Weise erlebten. Egal, ob man aus dem Westen, aus Herleshausen, kam – oder von der anderen Seite der Werra, dem östlichen Nachbardorf Lauchröden. Helga Gogler, Helmut Schmidt, Wilhelm-Ernst Kühn, Sabine Görlach und Achim Wilutzky waren hautnah dabei, als die Grenze zwischen West und Ost nach Jahrzehnten der Teilung geöffnet wurde.

Es kamen Tausende aus kleinen Dörfern wie Lauchröden, aus dem Osten nach Herleshausen. Helga Gogler war damals 37 Jahre alt. Eine von zehn Freiwilligen beim Roten Kreuz, die an diesem Wochenende die Menschen



Quelle: Archiv Gemeinde Herleshausen

aus dem Osten versorgt haben. Die Vielen, die gekommen waren, warteten auf den Straßen und Gehwegen, haben gefroren. Bitterlich am ganzen Körper. „Es war arschkalt“, sagt sie. Helga Gogler – graue Haare, dunkelblaues Seidenjäckchen, leichte Schramme an der Nasenspitze – sitzt auf einem braun gepolsterten Stuhl in einem Herleshäuser Café. Das Wochenende der Wende, es ist ihr noch gut in Erinnerung, weil es so emotional war.

Gogler hat denen Hilfe angeboten, die es dringend brauchten: Familien, Jugendlichen, kleinen Kindern. Sie waren allesamt in den Westen gekommen – die meisten zum allerersten Mal in ihrem Leben. Gogler hat an diesem Wochenende kaum geschlafen. Sie hat stattdessen geholfen, „literweise Brühe gekocht.“ Vorbereiten konnten sich Gogler und die anderen Freiwilligen nicht, es musste schnell gehen. Immer mehr Menschen fanden

sich in Herleshausen ein. „Chaotisch, aber glücklich. Da wird spontan reagiert und gemacht.“ Tagelang lief Gogler durch Herleshausen. Markenzeichen: die dicke, rote Jacke vom Roten Kreuz.

Helga Gogler nahm sich Zeit für die Menschen, hörte ihnen zu. „Wenn ich zwei, drei Nächte kein Bett brauche, dann kann man sich vorstellen, wie ich voller Adrenalin war.“ Sie war einfach da. So wie in dem Moment, als ein Mann auf sie zukam. „Bleiben Sie bitte mal stehen“, sprach er zu ihr. „Er ist mir um den Hals gefallen und fing an zu heulen. Nach einer Weile schüttelt er sich, guckt mich an und sagt unter Tränen zu mir: ‚Danke, das war nötig.‘“ Der Mann war überwältigt. Helga Gogler auch: „Ich wusste nicht wohin mit meiner Freude.“

Ihre Erlebnisse, von denen sie da spricht, sind belegend. „Wir haben aus der Backstube die Brötchen aus



Für Helga Gogler war es selbstverständlich, den Menschen aus dem Osten zu helfen.

dem Ofen geholt und den Kindern in die Hand gedrückt, dass sie sich einigermaßen die Hände wärmen konnten.“ Helga Gogler hat gerne geholfen – das ist ihr fast 30 Jahre danach wichtig zu betonen. „Wenn ich heute davon erzähle, kriege ich noch immer eine Gänsehaut.“

Gogler kann nicht verstehen, warum viele Erwachsene aus der DDR über die Hilfe, die die BürgerInnen von Herleshausen angeboten haben, verwundert waren. „Warum seid ihr so freundlich zu uns?“, fragten einige. „Ich weiß nicht, was man vorher für ein Feindbild von uns gemalt hat“, sagt Gogler. „Es war für die ganz schwer nachvollziehbar, dass wir das wirklich aus reiner Nächstenliebe gemacht haben.“

„Weißt du, was morgen auf uns zukommt?“, fragte Helmut Schmidt seinen Chef, den damaligen Bürgermeister von Herleshausen. Das war vor 30 Jahren. An dem Abend, der alles verändern sollte. Der Abend des Mauerfalls. Der inzwischen 69-Jährige sitzt auf einem beigen Sessel in seinem Wohnzimmer. Er trägt ein kariertes Hemd und darüber eine graue Weste. Schmidt war 18 Jahre lang Bürgermeister von Herleshausen, seit 2012 ist er im Ruhestand. Zur Zeit der Wende war Schmidt büroleitender Beamter der Gemeindeverwaltung. Er erinnert sich: „Am nächsten Morgen bin ich um kurz nach sieben Uhr zum Amt gegangen, da war der ganze Vorplatz vor dem Bürgermeisteramt schon voller Leute.“ Die Menschen waren unmittelbar nach ihrer Nachtschicht und noch in Arbeitskleidung aus dem Osten in den Westen gekommen.

Ähnlich erging es Wilhelm-Ernst Kühn an diesem Morgen: Als er zur Arbeit kam, sah er auf dem Parkplatz der Gemeindeverwaltung einen Trabi. „Dann kam auch schon einer nach dem anderen vorgefahren“, erzählt Kühn. Der 60-Jährige war damals stellvertretender Kassenleiter in Herleshausen. Ein kleiner, unscheinbarer Mann mit grau melierten Haaren. Er war unter anderem für die Auszahlung des Begrüßungsgelds in Höhe von 100 Mark verantwortlich, welches die Bundesrepublik an

jeden DDR-Bürger und jede DDR-Bürgerin ausgegeben hat, die in die BRD eingereist sind. Und so kamen an diesem Tag immer mehr Menschen ins Bürgermeisteramt. Was bald zu einem echten Problem wurde.

Die Gemeindeverwaltung glich schnell einem Schlachtfeld. „Die Schlange stand bis raus auf die Straße“, erinnert sich Kühn. „Es waren mit Sicherheit innerhalb der ersten zwei, drei Stunden schon an die 1000 Leute, die hier in Herleshausen eingefallen sind.“ Da so viele Menschen nicht auf einmal versorgt werden konnten, musste improvisiert werden. Kühn sollte an die Grenze fahren und dort das Begrüßungsgeld direkt auszahlen. Dafür packte er 10000 Mark in eine Tasche und wollte zu seinem Auto gehen. „Aber das ging nicht, weil so viele Menschen da waren, dass ich dann durch ein Fenster rausgeklettert bin.“ Eine Anekdote, die man sich in Herleshausen noch heute erzählt. Da auf den Straßen so viel los war, dauerte die Fahrt zur Grenze über 20 Minuten – normalerweise waren es fünf.



Helmut Schmidt behielt im Chaos der Grenzöffnung den Überblick.

An der Grenze angekommen wurde Kühn sofort klar, dass er die riesige Menschenmenge nicht abarbeiten konnte. So musste die Auszahlung in Herleshausen selbst organisiert werden. In der Mehrzweckhalle wurde kurzfristig eine provisorische Auszahlungsstelle errichtet. „Wir haben damals gegen sämtliche Kassenregeln verstoßen“, gibt Kühn heute zu. Das Geld lag in offenen Geldkassetten herum oder stand einfach so an der Wand. „Normalerweise hätte das in einen Tresor gehört“, sagt er.

Helmut Schmidt musste derweil organisieren, wie die vielen Leute aus dem Osten auch ohne Auto über die Grenze nach Herleshausen kommen konnten. Er regelte



Überall Trabis – für die vielen Autos war in Herleshausen kaum Platz. (Quelle: Archiv Gemeinde Herleshausen)

mit den Behörden der DDR, dass Busse, die eigentlich an der Grenze halten mussten, bis in den Westen und wieder zurück fahren durften. „Fahrpläne wurden da nicht mehr eingehalten“, berichtet er. Die Busse aus Eisenach waren randvoll. Der Andrang war so groß, dass sie zum Teil gar nicht mehr an den Bushaltestellen halten konnten. „Dann stiegen die Leute eben einfach mitten auf der Straße aus.“

Bald war das Geld in Herleshausen aufgebraucht und so mussten die Banken neues besorgen. Mit Panzerwagen und Polizeischutz wurden Geldkoffer in den Ort gebracht, die dann in den Tresoren der Banken eingelagert wurden. Doch wie sollte das Geld nun zur Auszahlungsstelle für das Begrüßungsgeld gelangen? Hier kam

Wilhelm-Ernst Kühn ins Spiel: Er ging mit einer Aldi-Tüte in eine der Banken und holte dort 700000 Mark ab. Anschließend lief er mit dem Geld in der Tüte durch die Menschenmenge hindurch zurück zur Auszahlungsstelle. Eigentlich unvorstellbar, doch für Kühn war es in diesem Moment das Normalste der Welt: „Das ist gar nicht aufgefallen, weil jeder DDR-Bürger eine Einkaufsstüte in der Hand hatte.“ Das Transportmanöver glückte und so konnte dank Kühn wieder Begrüßungsgeld an die BesucherInnen aus dem Osten gezahlt werden.

An den ersten zwei Tagen nach der Grenzöffnung ist Wilhelm-Ernst Kühn kaum nach Hause gekommen. Wenn er doch einmal kurz in seine Wohnung kam, dann aß er nur eine Kleinigkeit, duschte kurz und ging direkt

Anzeige



Gutmann

Gutes Hefeweizen



Aus diesem Fenster des Gemeindezentrums ist Wilhelm-Ernst Kühn gesprungen, um zur Grenze zu gelangen.

wieder. Schließlich musste er sich um die Auszahlung des Begrüßungsgeldes in der Mehrzweckhalle kümmern. Die Halle wurde aber nicht nur als Auszahlungsstelle benutzt, sondern fungierte in den ersten beiden Nächten auch als Notlager für Menschen, die nicht mehr nach Hause kamen. Dafür wurden unzählige Sportmatten in Reihen ausgelegt. „Die waren so kaputt, dass sie da einfach hingefallen und eingeschlafen sind“, erzählt Kühn.

Nicht nur die Angestellten der Verwaltung waren damals im Dauereinsatz, das ganze Dorf packte mit an. Zahlreiche ehrenamtliche Kräfte aus dem Ort halfen

mit, unter anderem die Landfrauen, das Rote Kreuz, die Feuerwehr und verschiedene Sportvereine. „Alle haben gesagt, hier werde ich gebraucht und hier werde ich auch mit dabei sein“, sagt Helmut Schmidt.

Wilhelm-Ernst Kühn blieb hingegen eine andere Sache besonders in Erinnerung: die musikalische Untermalung. „Am ersten oder zweiten Tag der Grenzöffnung war auf einmal Blasmusik draußen vor der Halle.“ Eine Blaskapelle aus der Nähe von Eisenach war nach Herleshausen gekommen und tat sich spontan mit den Einheimischen zusammen. Auf dem Dorfplatz machten sie gemeinsam Musik, als Zeichen der Annäherung.

Allein am ersten Wochenende hat man in Herleshausen insgesamt 2,8 Millionen Mark Begrüßungsgeld ausgezahlt, was 28 000 Anträgen entspricht. Bis Ende des Jahres stieg die Zahl auf über sieben Millionen Mark. Vermutlich sind also in diesem Zeitraum gut 70 000 Leute in dem kleinen Ort gewesen. „Es war ein chaotisches, aber auch ein glückliches Wochenende“, fasst Helmut Schmidt zusammen.

Währenddessen auf der anderen Seite der Werra, im Osten, in Lauchröden. „Dieses Wochenende war das größte Erlebnis meines Lebens“, sagt Sabine Görlach, wenn sie



Auf dem Vorplatz „Am Anger“ spielte eine Blaskapelle. Noch am Abend waren die Bilder im Fernsehen zu sehen. (Quelle: Achim Wilitzky)

an jene kalten Novembertage 1989 zurückdenkt. Sie fällt auf: ist groß, blond und trägt eine schwarze Lederjacke. Görlach ist aus dem Osten; eine von vielen DDR-BürgerInnen, für die dieses Wochenende zur Erlösung wurde. Bis dahin: Gefangen in ihrem Staat. Gefangen im System. Gefangen in Lauchröden. Im Müllershaus an der alten Mühle geboren und aufgewachsen, hatte Görlach ihr Leben lang die Freiheit vor der Haustür und konnte sie trotzdem nie erfahren. Bis zum 9. November 1989, als die Grenze hin zum nur einen Kilometer entfernten Nachbarort Herleshausen endlich offen war. Sabine Görlach, damals 32 Jahre alt, erfuhr erst am Morgen danach über das Radio von der Grenzöffnung. Freude machte sich breit. Tränen flossen. Doch während andere schon nach Herleshausen aufgebrochen waren, fuhr sie zunächst zur Arbeit ins Büro nach Eisenach, wo sie als Bauingenieurin arbeitete. Sabine Görlach beratschlagte sich mit ihren KollegInnen. Sind wir jetzt freie Menschen? Können wir einfach so in den Westen? Was erwartet uns dort? Von ihrem Büro aus beobachtete sie die Autobahnstrecke nach Herleshausen. „Da war alles dicht“. Görlach beschloss, einen Tag später selbst in die Freiheit zu fahren.

Dann war es soweit. Ab in den Westen. Unglaublich, unfassbar, aber eben nicht mehr unmöglich für Sabine Görlach. „Mein Ziel war nur die andere Seite des Flusses.“ Heute steht wieder eine Fußgängerbrücke zwischen Herleshausen und Lauchröden. Damals, 1989, war es eine Werra ohne Brücke, die beide Dörfer trennte. Görlach fuhr mit ihrem Auto zunächst über die Autobahn von Eisenach in Richtung Herleshausen. Auf der West-Seite angekommen, verließ sie die Autobahn und fuhr über die kleinen Dörfer bis nach Herleshausen. „Ich wusste gar nicht wo ich bin, kannte mich überhaupt nicht aus, obwohl es ja eigentlich meine Nachbarschaft war“, sagt sie. Und dann stand sie da, auf der anderen Seite des Flusses. Angekommen am Ziel ihrer Träume. „Es war ein so schöner Moment, ich wusste gar nicht wohin mit mir. Endlich war ich auf dieser Seite der Werra.“ Nach einigen Minuten purer Freude ging sie die noch wenigen hundert Meter nach Herleshausen.

„Menschen über Menschen, da waren einfach überall Menschen.“ So beschreibt sie die Situation in Herleshausen. „Die haben sich gefreut, geweint, gelacht. Unbeschreiblich!“ Die Bilder von damals haben sich für immer in Sabine Görlachs Gedächtnis eingebrannt. Nachdem sie das Begrüßungsgeld im völlig überfüllten Gemeindehaus in Herleshausen abgeholt hatte, „habe ich mich



Sabine Görlach steht auf der Brücke, die heute Ost und West verbindet – früher undenkbar.

„Die haben sich gefreut, geweint, gelacht.“

erstmal zu meinen Verwandten gerettet.“ Die Fleischerei Schramm in Herleshausen. Dass ihr Onkel Metzger war und mit seiner Familie dort wohnte, wusste sie zwar von ihrem Vater, aber Görlach hatte die Schramms noch nie gesehen. Sie lagen sich in den Armen. Konnten es alles noch nicht fassen. Und während die Menschenmassen weiterhin durch Herleshausen zogen, biss Görlach bei ihrem Onkel in die erste westdeutsche Knackwurst. „Die war so gut, das bleibt einfach in Erinnerung.“

Sofort breitete sich auch große Dankbarkeit aus. „Was die Herleshäuser organisiert haben, gerade mit dem Begrüßungsgeld und wie sie uns gepflegt haben mit Essen und Trinken, das war schon überwältigend“, sagt Görlach. Auch viele Gemeinsamkeiten wurden schnell entdeckt. Der ähnliche Dialekt, dieselben Hobbys, das gemeinsame Werratal. „Wir lebten in anderen Welten, in anderen Ländern und waren doch so gleich.“

Achim Wilutzky bestellt ein Nackensteak mit einer großen Portion Schmorzwiebeln. Dazu ein Pils. Mit seiner schwarzen Trainingsjacke, darunter ein knallrotes T-Shirt, sitzt er in einer urigen Wirtschaft in Herleshausen und erinnert sich an den 9. November 1989.

Er war in Kassel, als er im Auto die Meldungen aus Berlin hörte. Von Günter Schabowskis legendärer Rede auf der SED-Presskonferenz, von einer Ausreise, die anscheinend in der DDR möglich war. „Das tritt nach meiner Kenntnis... ist das sofort, unverzüglich“, sprach der Regierungssprecher seinerzeit in die Kameras. „Wir sind gleich am Abend an der Grenze vorbeigefahren. Nichts auffällig“, sagt Wilutzky. Er fuhr mit seiner Familie nach Hause, nach Herleshausen, und legte sich schlafen.

Der Morgen danach. Er saß am Frühstückstisch, hörte Radio, „als die Freudensnachrichten aus Berlin kamen. Das ging mir schon nahe. Ich habe den Fehler gemacht und die ganze Situation falsch eingeschätzt.“ Denn

Achim Wilutzky ist zur Arbeit gefahren, kam erst nachmittags wieder. „Das Dorf sah dann schon ganz anders aus. Es war kaum ein Parkplatz zu finden, überall standen Trabis und knatterten durch die Gegend“, sagt er heute, „ein herrliches, schönes Chaos.“

Sofort schnappte er sich seinen Fotoapparat und schoss Fotos im ganzen Ort. Von den Menschen, die sich im Dorf versammelten, die vor dem Gemeindezentrum ausgeharrt haben und auf ihr Begrüßungsgeld warteten. „Man hat es immer noch nicht ganz einschätzen können.“ Also ging er ins Haus, machte das „was an dem Tag anstand: renovieren.“ Wilutzky, damals 27 Jahre, hörte auf einmal Geräusche von draußen. Hupen. Er schaute aus dem Fenster, sah, wie plötzlich zwei Trabis aus Lauchröden vor der Tür standen. Eine entfernte Verwandte mit ihren Söhnen und der Familie. „An dem Wochenende kamen immer mehr Verwandte“, sagt er und strahlt kurz. Im Ort haben sich die Ereignisse währenddessen überschlagen. „Die Geschäfte wurden im Grunde leergekauft“, sagt Wilutzky. „Und die großen Supermarktketten hatten ihre Lastwagen hierhergeschickt, um neue Orangen zu bringen.“

„Lasst uns doch 50 Pfennig Ost nehmen.“

Für den Samstag hatten Kirmesgesellschaft und Dorfjugend ein Fest in Herleshausen geplant. Ein Fest für die BürgerInnen von Herleshausen und Lauchröden. Gemeinsam, nach der langen Zeit der Trennung. Achim Wilutzky organisierte den Getränkeverkauf auf dem Vorplatz „Am Anger“. Von der letzten Kirmes gab es einen Überschuss an Bier. „Verschenken ist auch blöd. Lasst uns doch 50 Pfennig Ost nehmen“, sagt Wilutzky. „Alle Westler, die etwas trinken wollten, sollten eins zu eins mit den DDR-Bürgern tauschen. Damit der Westler sein Getränk für 50 Pfennig Ost gekriegt hat, hat er dem DDR-Mann 50 Pfennig West gegeben.“ Ein ungleicher Tausch, bei dem die Dörfer aufeinander zuzogen.

Sonntagfrüh stand Fußball im Ort an, ein Heimspiel. „Für den Gegner war es schwer nach Herleshausen zu kommen, so verstopft waren die Straßen“, sagt er über den Sonntag. Er hatte ein Spiel gegen die Nachbarn aus Sontra, 20 Kilometer von Herleshausen entfernt. „Ich wollte alles an dem Tag, nur kein Fußballspielen. Aber wir waren knapp an Leuten.“ Wilutzky musste ran, „ich war überhaupt nicht bei der Sache“, gibt er zu. Holte sich zwischenzeitlich sogar eine Ansage von einem Mitspieler ab,



Für die Besucher aus dem Osten verkauften die Herleshäuser Bier zum Schnäppchen-Preis. (Quelle: Archiv Gemeinde Herleshausen)



Achim Wilutzky bewahrt eine ehemalige DDR-Grenzmarkierung in seiner Scheune auf.

er solle sich doch auf das Spiel konzentrieren. Nach der Partie ging es für ihn direkt wieder mit der Kamera raus auf die Straßen – Wilutzkys Spitzname „Achim Überall“

„Das Visum war beantragt.“

wird geboren. Wieder schoss er Schnappschüsse in ganz Herleshausen. Von Szenen, wie sich Menschen in den Armen liegen. „Dass das Werratal nicht mehr geteilt ist, dieser schlimme Grenzzaun verschwunden ist – das steht über allem.“ Er hat dokumentiert, wie die Dörfer wieder zueinander gefunden haben. „Für mich kam die Grenz-

öffnung eigentlich ein bisschen zu früh, weil ich mir gerade in den Jahren vorgenommen hatte, viel in Eisenach zu fotografieren. Das Visum war beantragt“, sagt Wilutzky ganz nebenbei. Die Fotos waren nun nichts Besonderes mehr. Wenige Wochen später brauchte er keine Genehmigung – die innerdeutsche Grenze sollte endgültig der Geschichte angehören.



Mehr zu Lauchröden und Herleshausen auf einsteins-magazin.de

Anzeige



DAFÜR BIN
ICH FEUER
UND FLAMME.

Für mich. Für uns. Für morgen.

Creditpoints flexibel finanzieren

Jobs für Studenten

Sie suchen einen lukrativen Job, um Ihr Studium zu finanzieren oder sich mehr gönnen zu können? Dann steigen Sie als Studentische Aushilfe in einer unserer ALDI SÜD Filialen ein! Packen Sie mit an und tragen Sie in einem tollen Team dazu bei, dass alles reibungslos läuft. Für spürbar mehr finanziellen Spielraum – und mit genug Zeit für Ihr erfolgreiches Studium.

Ihre Einstiegsmöglichkeiten

Studentische Aushilfe (m/w/x)

- im Verkauf (auf Minijob-Basis)
- im Verkauf Backwaren (auf Minijob-Basis)
- als Kassierer auf Minijob-Basis
- als Kassierer in Teilzeit
- als Verkäufer in Teilzeit

Ihre Vorteile

- Ein attraktiver Stundenlohn plus Urlaubs- und Weihnachtsgeld
- Arbeitszeiten, die sich in Ihren Studienalltag integrieren lassen
- Flexible oder feste Einsatzzeiten/-tage nach Absprache
- Minutengenaue Arbeitszeiterfassung und sechs Wochen Urlaub pro Jahr
- Obst, Gemüse und Getränke kostenlos am Arbeitsplatz
- Mitarbeiterangebote namhafter Unternehmen



Entdecken Sie, was wir gemeinsam erreichen können!
Jetzt bewerben: karriere.aldi-sued.de

Erst die Macht, dann die Mauer

Mit Satire Politik machen – kann das gut gehen? DIE PARTEI-Vorsitzender Martin Sonneborn sitzt seit 2014 im Europaparlament und sorgt dort öfter für Aufsehen. Ein Gespräch über den Wiederaufbau der Mauer.

*Text & Fotos von Daniela Blaimer
und Sobia Dittmann*

” **EINSTEINS: Herr Sonneborn, Sie sind Vorsitzender einer Partei, welche die Mauer in Deutschland wieder aufbauen möchte – warum das denn?**

Sonneborn: Warum ich Vorsitzender bin?

Nein, warum Sie die Mauer wieder aufbauen möchten.

Das war mal eine Forderung aus dem Jahr 2004. Wir haben damals in der Titanic-Redaktion unsere Partei gegründet (*Anm. d. Red.: Sonneborn war fünf Jahre Chefredakteur des Satire-Magazins*). Aus dem einfachen Grund, weil wir nicht mehr wussten, welche Parteien wir selbst wählen sollen. Danach haben wir nach Alleinstellungsmerkmalen gesucht, und weil sich Titanic eigentlich schon fünf Minuten nach dem Mauerfall kritisch mit dieser Situation auseinandergesetzt hat, war's recht naheliegend, den Wiederaufbau der Mauer zu fordern. Zudem hatte eine Forsa-Umfrage herausgefunden, dass sich rund 22 Prozent der Bundesbürger mit einer Wiederteilung des Landes anfreunden könnten. Das alles hat den ernsthaften Hintergrund, dass wir den Osten bei der Wiedervereinigung komplett über den Tisch gezogen haben: Wir haben den Leuten ihre Häuser genommen, ihre Abiturnoten runtergesetzt, ihnen ihre Abschlüsse aberkannt. Wir haben die Abenteuerlustigsten und Dümmersten, die im Westen zu haben waren, da rübergeschickt und in alle Führungspositionen gesandt. Offiziell sprach die Bundesregierung immer von

blühenden Landschaften und niemand hat realisiert, dass es eine brutale Übernahme war und dass es nach wie vor weitgehende Unterschiede gibt – kulturelle und sozioökonomische. DIE PARTEI hat das satirisch überspitzt aufgegriffen. Damit haben wir natürlich provoziert, plötzlich standen wir auf Titelseiten, auf denen gefragt wurde: „Wer sind die Irren, die uns so verhöhnen?“

Also steht das Vorhaben mit der Mauer?

Sonneborn: Einerseits steht es noch, andererseits wurde es erweitert. Wir haben versucht, uns von dieser Forderung zu trennen, weil wir sie nach ein paar Jahren langweilig fanden. Wir haben alles gemacht, was man mit Mauern machen kann – selbst zum zehnten Jahrestag des Mauerfalls haben wir unter großem Medieninteresse zwischen Hessen und Thüringen mithilfe der IG-Bau fünf Meter der Mauer aufgebaut. Als flexible, moderne Partei ohne feste Standpunkte kann man dann einfach umschwenken. Wir haben beschlossen, dass wir den Mauerbau in Zukunft einfach anders begründen. Nämlich, dass der zunehmend irrer werdende Kapitalismus eine Abgrenzungsrealität braucht. Also einen Gegenspieler, einen Kontrapunkt. Im Moment ist es so, dass sich in der EU auch die wirtschaftlichen Dinge in dieser kapitalistischen Reinform aggressiv entwickeln können. Einfach aus dem Grund, weil es kein System mehr gibt, das dem im Wege steht oder mit dem man sich vergleichen müsste. Der Kommunismus ist gescheitert. Insofern fordern wir, dass wir das Land mithilfe einer



Für das Foto verschob Sonneborn die Europaflagge und wurde dafür von einem Security-Mitarbeiter zurechtgewiesen.

Mauer wieder teilen, um im Osten ein kommunistisches Schreckensregime zu errichten. Ich habe Gregor Gysi mal in der Manyo Bar (*Anm. d. Red.: ehemalige Bar in Berlin*) unsere Sachlage erklärt und gefragt, ob er das anführen würde und er hat nicht wirklich nachdrücklich abgewunken.

Wann kann man mit der Mauer rechnen?

Das folgt erst nach der Machtübernahme (*er räuspert sich*).

Machtübernahme?

Wir haben das mal grob ausgerechnet. Wenn wir zwei- oder dreimal hintereinander auf dem gleichen Wahlzettel stehen, verdoppeln sich unsere Wahlergebnisse. Führende Mathematiker in der Partei haben herausgefunden, dass

es noch 64 weitere Bundestagswahlen braucht, bis wir an der Macht sind.

Dann sind Sie ja schon steinalt...

Ja, stimmt. Ich bin dann circa 138 Jahre alt. Die Europawahl hat allerdings auch gezeigt, dass das jetzt offensichtlich noch schneller geht als geplant. Wir haben unsere Wahlergebnisse vervierfacht. (*Er überlegt*) Aber da fällt mir zum Thema Mauerbau noch ein: Es gibt eine interessante Aussage zum Mauerbau um Europa. Wir haben die Idee der Mauer in Europa eingebracht, ich habe das auch öfter mal in Reden thematisiert, dass wir eine Mauer um die EU bauen wollen. Dass das jetzt tatsächlich gemacht wird, ist ambivalent. Auf der einen Seite ist mir das natürlich ein innerer Reichsparteitag, dass es eine unserer Parteiideen in die EU geschafft hat und womöglich ausgeführt wird. Auf der anderen Seite, als nicht vollkommen empathieloser Mensch, sehe ich natürlich ungern, dass jetzt eine Mauer um komplett Europa gebaut wird und dass weiterhin Leute im Mittelmeer sterben.

Könnten Sie sich vorstellen, bei dem Thema mit Donald Trump in Kontakt zu treten?

Ich habe versucht, mit widerwärtigen Menschen möglichst wenig Kontakt zu pflegen. Insofern würde ich das ablehnen. Das ist auch für mich kein ernstzunehmender (*er zögert*) Mensch. Mir ist alles zuwider, was ich von ihm höre. Ich schlage den Medien immer vor, dass man seine Twitter-Verlautbarungen einfach mal ignoriert, schließlich hat er ja offizielle Verlautbarungskanäle. Man muss nicht jeden Quatsch, den er ins Netz stellt, so wichtig nehmen.

Wie stellen Sie sich vor, das Projekt Mauer zu finanzieren?

Geld. Sobald wir an der Macht sind, verfügen wir über relativ hohe Steuereinnahmen – über Milliarden. (*Martin Sonneborns Büroleiter Dustin Hoffmann, der ebenfalls bei dem Interview anwesend ist, unterbricht und sagt: „Frauenkirche abreißen!“ Sonneborn lacht.*) Frauenkirche abreißen, genau, um Baumaterial zu holen. Eine alte Parteiforderung. Wir haben das mal 2002 oder 2004 den Dresdnern versucht nahe zu bringen. Die Idee ist da nur leider auf sehr viel Unverständnis gestoßen. Aber ja, es gibt genug Baumaterial im Land und auch genug Geld für unser Vorhaben.

Könnten Sie sich bei dem Projekt auch vorstellen, eine Koalition mit einer anderen Partei zu bilden? Allein wird der Mauerbau schwer zu stemmen sein.

Es gibt eine Standardantwort auf diese Frage: Wir nehmen jeden, der sich als Steigbügelhalter andient. Außer die FDP, weil wir nicht mit Spaßparteien koalieren. Andere Parteien können sich gerne (*er stockt*). AfD auch nicht, da ist zu viel verbrannte Erde zwischen uns, glaube ich zumindest. Aber sonst können wir eigentlich alle berücksichtigen.

Wissen Sie denn noch, was Sie am 9. November 1989 gemacht haben?

Ja. Ich war betrunken an einem Billardtisch in der Burggasse in Wien und spielte gegen meinen Freund Hannes. Er hat wahrscheinlich verloren und ich sah dann in einem Fernseher, der irgendwo hing, jubelnde Menschenmassen.

Dieses Jahr jährt sich der Mauerfall zum 30. Mal – wird das in Ihrer Partei gefeiert?

Wir werden das sowohl feiern als auch betrauern. Es wird schon ein Statement aus der Partei zu den offiziellen Feierlichkeiten geben. Wenn man sich die politische Landschaft ansieht, die AfD-Wahlergebnisse drüben im Osten, sind wir, glaube ich, die Partei, die sich am aggressivsten mit der AfD auseinandersetzt. Dann kann man sich an solchen Daten auch mal ins Bewusstsein rufen, dass diese Verhältnisse eine Folge des Umgangs mit den Menschen im Osten sind.



Mehr zu Martin Sonneborns Arbeit im Parlament gibt es auf einsteins-magazin.de

Anzeige



**Raus aus dem Versteck,
rein in die Altersvorsorge!**

Die neue Generation der Altersvorsorge: unsere Premium Rente

Damit Sie sich auch im Alter nicht zu verstecken brauchen, sollten Sie heutzutage privat vorsorgen. Denn allein mit der gesetzlichen Rente gelingt es nicht, den eigenen Lebensstandard zu halten.

Wir haben für Sie ein neues Altersvorsorge-Produkt entwickelt, damit Sie Ihren Ruhestand entspannt und finanziell unbeschwert genießen können. Mit der neuen Premium Rente sorgen Sie einfach, sicher und flexibel vor.

Ihre Vorteile mit der neuen Premium Rente:

- ✓ Beitrag flexibel anpassen
- ✓ Geldentnahme jederzeit möglich
- ✓ Einstieg ab 25 Euro

Am besten vereinbaren Sie gleich einen Termin.

Kundendienstbüro

Melanie Kobell

Tel. 08421 6089264

melanie.kobell@HUKvm.de

Pfahlstraße 18, 85072 Eichstätt

Mo.–Do. 9.00–12.30 Uhr

Di. 15.00–17.30 Uhr

Do. 15.30–18.30 Uhr

sowie nach Vereinbarung



HUK-COBURG
Aus Tradition günstig



**DAS LOKALE
ÜBERWINDET
ALLE
GRENZEN**

www.drehscheibe.org

drehscheibe
aus Lokalredaktionen für Lokalredaktionen

The Game

An der ungarisch-serbischen Grenze leben Menschen auf der Flucht im Elend. Für sie ist es kaum möglich, legal in die EU zu kommen.

von Kilian Beck

Fotos: Amerio Mele



Mitten in der flachen nordserbischen Landschaft verfällt ein Stall, an einem Ende bricht der Dachstuhl bereits ein. In ihm leben schon lange keine Tiere mehr. Stattdessen hausen dort Menschen. Sie fliehen vor Krieg und Verfolgung. In der Nähe von Horgos, der letzten serbischen Ortschaft vor der ungarischen Grenze, campieren sie auf einem verlassenem Bauernhof. Gut zehn Minuten Fußweg davon entfernt steht der ungarische High-Tech-Zaun, der sie daran hindert, in Europa ihr Glück zu suchen.

Der Weg zum Camp Horgos führt über einen schlammigen Pfad. Die einzigen Helfer sind Freiwillige von Escuela con Alma, einer spanischen NGO. Eigentlich sollte das Camp eine Durchgangsstation auf dem Weg in die Europäische Union sein, doch einige harren hier schon seit Monaten aus. Hinter einem zugewucherten Tor erstreckt sich der Hof. Ein Geflüchteter stapft, das Handy am Ohr, über den immer fester werdenden



Pfad. Ein Hase hoppelt vorbei. Der Offroader stoppt, die Freiwillige Susana Costa steigt aus.

Einige Männer stehen um das Auto herum. „Here take this“, sagt sie zu einem von ihnen und wuchtet einen Sack Reis aus dem Auto in seine Arme. Im Kofferraum sind Lebensmittel und Autobatterien, als notdürftige Stromversorgung. „Give one more, please“, sagt der Mann. Sie holt einen zweiten Sack aus dem Auto, binnen Minuten ist der randvolle Kofferraum ausgeladen. Nachdem sie die Geflüchteten versorgt hat, gesellt sich Susana zu ihnen ans Feuer, das vor dem Stall lodert. Über dem Feuer liegt ein dicker Draht, auf dem mundgerechte Fleischbrocken aufgespießt sind.

Susana Costa hat ihr Studium unterbrochen, um den Geflüchteten zu helfen. Die 28-jährige Portugiesin arbeitete bereits als Freiwillige in verschiedenen Projekten in Portugal, Italien und Bosnien. Vor zwei Wochen kam sie nach Subotica. Die Stadt ist mit knapp 140000 Einwohnern die größte in Nordserbien. In der Region le-

ben viele Geflüchtete in inoffiziellen Camps oder auf der Straße. Dorthin bringt Susana das Nötigste, das sie zum Leben brauchen.

Auf der anderen Seite des Zauns regiert seit neun Jahren die Fidesz-Partei von Staatspräsident Viktor Orbán. Er strebt nach eigener Aussage eine illiberale Demokratie an. In einem solchen Staat gäbe es keine Minderheitenrechte mehr. Seit 2010 erlebt Ungarn den Abbau von Rechtsstaatlichkeit, Menschen- und Bürgerrechten, sowie der Pressefreiheit. Alle Tageszeitungen gehören inzwischen Fidesz-nahen Oligarchen. Gerade auf dem Land gibt es daher kaum noch regierungskritische Stimmen. Migration wird von der Orbán-Regierung und dem Großteil der ungarischen Medien mit Terrorismus gleichgesetzt. NGOs, die aus dem Ausland finanziert werden, gelten in Ungarn als bezahlte Aktivisten ausländischer Interessen und müssen eine Sondersteuer bezahlen. Der Grenzzaun, der 2016 fertiggestellt wurde, ist die letzte Konsequenz dieser Politik.



Die 28-jährige Susana Costa hat ihr Studium der Intercultural Studies unterbrochen. Seit einigen Wochen hilft sie Geflüchteten in Serbien.

Ziel der Geflüchteten ist es, über die ungarisch-serbische Grenze in die EU zu kommen. Legal ist das kaum möglich, da Ungarn nur zwei Asylanträge pro Werktag annimmt. So berichtet es die Menschenrechtsorganisation Hungarian Helsinki Committee (HHC) EINSTEINS. Eine Statistik der EU-Statistikbehörde Eurostat zeigt, dass in Ungarn im Zeitraum von April 2018 bis April 2019 lediglich 505 Asylanträge gestellt wurden. Außerdem müssten sie wegen des Dublin-III-Abkommens in Ungarn bleiben. Der Vertrag besagt, dass Geflüchtete in dem EU-Land bleiben müssen, in dem sie zuerst registriert worden sind.

Die Einschränkung des Grundrechts auf Asyl geht laut dem HHC noch weiter: Geflüchtete, die auf der ungarischen Seite des Zauns aufgegriffen werden, fallen häufig gewalttätigen Polizisten zum Opfer. Sie werden geschlagen, oft stundenlang unter unmenschlichen Umständen festgehalten und in vielen Fällen ihrer Wertsachen beraubt. Diese Sofort-Abschiebungen werden Push-Backs genannt. Das Portal „borderviolence“ sammelt Berichte über Push-Backs. Gemeldet werden diese von den vor Ort tätigen NGOs wie Escuela con Alma. Von Mai 2018 bis Mai 2019 verzeichnete das Portal in der Region Subotica 101 Personen, die Opfer von Push-Backs wurden. Viele von ihnen waren damals noch min-

derjährig. Das jüngste Opfer war vier Jahre alt. Einige der Berichte umfassen Bilder von Schnittverletzungen und Prellungen. Das geschilderte Ausmaß der Gewalt bestätigen Gespräche mit Geflüchteten in Horgos und Subotica. Sie sind gestrandet zwischen der EU, die ihnen nicht helfen will und Serbien, das ihnen nicht helfen kann.

Ein junger Mann kommt aus einer Öffnung im Stall. Erst als er im Freien steht, kann er sich aufrichten. Er trägt eine graue Jogginghose und einen grauen Pullover. Einziger Farbkleck: das um seinen Hals gewickelte rot-grün-schwarze Kufiya, ein arabisches Kopftuch, das als Sonnenschutz getragen wird. Er setzt sich ans Feuer, zündet sich eine Zigarette an, greift nach einem der Fleischbrocken, träufelt etwas Zitronensaft darauf und beißt hinein. Dann stellt er sich als Khan vor.

Die grauen Flip-Flops an Khans Füßen versinken im sandigen Boden. Er steht keine eineinhalb Kilometer außerhalb der EU. Die Sonne brennt vom Himmel. Normalerweise geht der junge Afghane nur nachts zur Grenze, ein Übertritt bei Tageslicht ist völlig unmöglich. Heute will er den Zaun zeigen, der zwischen ihm und seinen Träumen steht. Er geht im Schatten einer Hecke. An beiden Seiten säumen Hanfpflanzen den Feldweg. „They aren’t smokable“, sagt er mit einem enttäuschten Unterton. In seiner linken Hosentasche steckt eine Packung

Drehpapier. In der rechten hat er sein Handy und eine Box, aus der arabische Popmusik dudelt. Er zündet sich eine Zigarette an. Dann blickt er Richtung Westen: „Up there, they are.“ Mit der rechten Hand zeigt er auf einen circa 30 Meter hohen Wachturm der ungarischen Grenzpolizei. Khan steht jetzt noch einen halben Kilometer von der Grenze entfernt.

Hinter einem mannshohen Erdwall lässt sich der erste Stacheldraht erahnen. „That’s it“, sagt Khan und schaltet die Musik aus. Hundert Meter sind es noch bis zum Grenzzaun, der die europäische Außengrenze an dieser Stelle fast unüberwindbar macht.

Khan rüttelt an einer der Stahlstangen, die den Stacheldraht vor dem Zaun halten. Die Windungen des Stacheldrahts reichen ihm bis zu den Schultern. Er erklärt, wie er den Zaun bereits überwunden hat:

„You cut this, this and this“, er zeigt auf die drei Stacheldrahtspiralen. „Don’t cut or touch this“, sagt er und blickt auf den gut zwei Meter hohen Maschendrahtzaun. Oben auf dem Zaun: wieder Stacheldraht. Durch den Maschendraht ziehen sich zwei schwarze Kabel. „When you touch this, it opens speaker“, sagt er und meint die Sprechanlage, die am Zaun installiert ist. „You’re at Hun-

gary border. Go back, bla, bla, bla“, öffnet er die Stimme nach, die sonst aus dem Lautsprecher kommt. „Wait, I’ll throw something against it“, sagt er, geht ein paar Schritte und zieht einen toten Ast aus dem hohen Gras. Er wirft ihn gegen den Zaun, doch nichts passiert. Khan hebt kurz die Augenbrauen.

Eine Zigarettenlänge später taucht einige hundert Meter in östlicher Richtung ein schwarzer Pick-Up mit Ladeflächenabdeckung auf. „Hungarian Police, we should go“, sagt Khan völlig entspannt. Der Zaun hat in Sichtweite keine Tore auf der serbischen Seite. So bleiben die ungarischen Grenzpolizisten in Ungarn und Khan in Serbien. „Don’t show them your face“, schiebt er hinter-

her. Gemächlich geht es zurück Richtung Camp. Langsam rollt der Pick-Up den Weg zwischen den zwei Zäunen hinab, an der Stelle vorbei, an der Khan den

Zaun erklärt hat. Es geht der Grenzpolizei darum, Präsenz zu zeigen.

Nachdem die Polizei weg ist, latscht Khan noch einmal kurz Richtung Zaun. Dort klingelt sein Handy. Er telefoniert, spricht eine Mischung aus mehreren Sprachen: „Salam Aleikum“, ein paar Fetzen Farsi oder Urdu, zwei in Afghanistan gängige Sprachen. „Inshallah I will come

**„You’re at Hungary border.
Go back, bla, bla, bla.“**



Ein rostiges Ölfass dient als Ofen. Im Topf darauf wird das Fleisch gelagert, das die Geflüchteten über dem Feuer braten.

to France.“ Gestern war Zuckerfest, das Fastenbrechen nach dem islamischen Fastenmonat Ramadan. „It’s like Christmas, everyone calls everyone“, sagt Khan auf dem Rückweg ins Camp.

Am nächsten Tag sitzen zwei Männer vor dem Stall. Einer von ihnen war gestern noch nicht da. Er heißt Saddam, trägt ein blaues Hemd und eine sandfarbene Hose. Gebeugt auf einem der Bretter sitzend erzählt er, warum er gestern nicht da war. „I tried again“, stammelt er. Khan sei heute Morgen nach Belgrad aufgebrochen. „To the game“, sagt Saddam. So nennen die Geflüchteten das Glücksspiel, die Grenze zu überqueren. In Belgrad starten die LKWs, in denen Geflüchtete teilweise Tage verbringen, um in eines der EU-Länder zu gelangen, in dem sie Asyl beantragen können. Für die Geflüchteten wird es immer schwerer, in diesem Glücksspiel zu gewinnen. „They have scanners at the border“, sagt Saddam, der gestern in einem LKW entdeckt und von der ungarischen Grenzpolizei wieder nach Serbien abgeschoben wurde.

Heiner Bielefeldt, Inhaber des Lehrstuhls für Menschenrechte und Menschenrechtspolitik an der Universität Erlangen-Nürnberg, sieht hierin einen Verstoß gegen Artikel 33 der Genfer Flüchtlingskonvention. Dieser verbietet die unbegründete Aus- und Zurückweisung. Die einzige Ausnahme in Artikel 33: Nur wer wegen eines besonders schweren Vergehens bereits rechtskräftig verurteilt ist, kann abgeschoben werden.

„I tried six times“, erzählt Saddam mit zittriger Stimme. Einmal haben ihm ungarische Polizisten all sein Geld abgenommen. „Another time they took my phone and beat me with fists and sticks“, sagt er. Das Hungarian Helsinki Committee bestätigt ein hohes Maß an Gewalt durch ungarische Polizisten gegen Geflüchtete. „I was pushed back six times by now“, sagt Saddam. „But I will try again, what should I do?“ Saddam stammt aus Kabul,

vor einem Jahr entschloss er sich, nach Europa zu fliehen. „My brother died in a bomb blast“, sagt er. Seine Augen füllen sich mit Tränen.

Abends sieht Susana nach den ungefähr 20 Geflüchteten, die im Camp Train Station leben. Sie hausen im Rangierbahnhof von Subotica. Auf dem Weg dorthin erzählt sie vom einzigen ihr bekannten Weg, die Scanner an der ungarischen Grenze auszutricksen. „They hide, where the motor is“, sagt sie. Aufgrund der mangelnden Sauerstoffzufuhr und der enormen Hitze unter dem Führerhaus ist es aber lebensgefährlich, sich so in die EU zu schmuggeln. Ein Stück entfernt vom Bahnhof wird das Auto abgestellt, „the security and the police shouldn’t see the car“, sagt sie. Probleme mit Sicher-

heitsdienst und Polizei soll es in der Vergangenheit immer wieder gegeben haben. Susana ist deshalb noch unsicher, ob sie im Rangierbahnhof erwünscht ist.

Die Sonne verschwindet hinter dem Bahnhof von Subotica. Susana betritt das Gelände durch ein Tor in der Backsteinmauer. Ihr Blick schweift über die Anlage. „We have to watch out for the security“, sagt sie, „I’m not sure if they allow us, to help them“.

Mitten durch die Behausung der Geflüchteten im Rangierbahnhof verläuft ein Gleisbett. Auf beiden Seiten verfallen Häuser, Putz blättert von den Wänden. Unkraut wuchert und Müll liegt zwischen den Schienen. Es sieht nicht so aus, als würden hier Züge fahren. Mittendrin hockt Yasim, unter seinem rechten Auge zeugt eine zwei Finger breite Narbe von seiner Vergangenheit in Afghanistan. Er trägt eine Camouflage-Hose und ein T-Shirt, auf dem links ein Panzer und rechts ein Kampffjet abgebildet sind.

Immer wieder kippt Yasim nach vorne und fängt sich mit beiden Händen auf den Schienen ab. Die Venen an seinen Unterarmen treten hervor. „Look, I got this after

„I was pushed back six times by now.“

Anzeige



Martin Thurner

- Raumausstatter -

Marktgasse 18

Tel | 08421 99844

85072 Eichstätt

Fax | 08421 99845

info@martin-thurner.de

Ihr Fachbetrieb für

Fußböden (Linoleum, Parkett, Teppich, Kork) sowie

Fußbodenrestaurierung, Polsterarbeiten, Sonnenschutz und Vorhänge.

the IED“, sagt Yasim. Der Begriff IED stammt aus dem Jargon der NATO-Truppen in Afghanistan. Meistens sind damit Sprengfallen am Straßenrand gemeint. Er zeigt

„I came here to find peace.“

auf eine weitere, ungefähr eine Hand breit lange Narbe, die sich an der linken Seite seines Kopfes zwischen seinen kurz rasierten Haaren entlang zieht.

Ein Mann in signalgelber Warnweste läuft durch das Gleisbett, es ist ein Security-Mitarbeiter. Als er durch die Gruppe geht, werden die Gespräche rund um ihn herum leiser. Er wechselt ein paar Worte auf Serbisch mit einem der Geflüchteten. Danach verschwindet er entlang des Gleisbettes. Anscheinend ist Susanas Anwesenheit für den Mann mit Warnweste kein Problem.

„I worked as an Interpreter“, sagt Yasim. Er fuchtelt, um sich gegen die Moskitos zu verteidigen. Yasims Arme überziehen kleine Schwülste von den Stichen. „I worked with NATO, good people, but they left me“, flüstert Yasim. 2014 sagte die Bundesregierung zu, afghanische Helfer aufzunehmen. Im Jahr darauf verweigerte das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge einem afghanischen Übersetzer der Bundeswehr Asyl. Jedoch bekam der Übersetzer vor dem Verwaltungsgericht München Recht und durfte in Deutschland bleiben.

Nachdem Yasim in der Region Helmand in Afghanistan Opfer einer Sprengfalle wurde, konnte er nicht mehr als Übersetzer arbeiten. Laut dem letzten Bericht des Afghanistanbeauftragten des US-Kongresses ist die Provinz Helmand momentan die gefährlichste der 34 afghanischen Provinzen. Aus Angst vor den Taliban floh er aus seiner Heimat. „I’m crazy now, my mind doesn’t work“, sagt Yasim, dann lacht er schallend. Er habe zwei Jahre studiert und wollte seinen Abschluss in Afghanistan machen.

Vor eineinhalb Jahren hat Yasim sich auf den Weg nach Europa gemacht. „I came here to find peace“, sagt er. Angekommen sei er vor einigen Wochen in Belgrad. Von der Situation vor Ort berichtet er, dass es so gut wie keine Möglichkeit gibt, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Daher bilden sich Gruppen. Manche von ihnen werden aus der Perspektivlosigkeit heraus kriminell oder greifen zu Drogen. „People drink and snuff things and they become crazy“, sagt er und lacht.

Yasim erwischt eine der Mücken und schnippt ihre Überreste von seinem behaarten Unterarm. „I want to visit my brother in Germany, he is in nursing school“, sagt Yasim, als es um seine Pläne geht. Zuerst wird sein Weg ihn allerdings nach Italien führen. Er glaubt, dort sei es einfacher Asyl zu bekommen. „Please help me build an Afghan community in Belgrad!“, schreit er in Richtung von Susana, die gerade die Wäsche der Geflüchteten einsammelt. Sie blickt ihn kurz an, lächelt und macht dann weiter. Die anderen im Camp reagieren nicht auf ihn. Niemand scheint ihn ernst zu nehmen.

Die ungefähr zehn Geflüchteten, die um das Gleisbett herum sitzen, stehen auf. Auf der anderen Seite der Gleise bleiben sie stehen und warten. Ein leerer Zug, der einer S-Bahn ähnelt, rollt im Schrittempo vorbei. Als der



Hintergründe und emotionale Erlebnisse der Recherche findet ihr auf einsteins-magazin.de

Zug vorbei ist, stellt Yasim sich zwischen die Gleise. „If you stand here, he stops, I tried“, sagt er und lacht laut.

Wenige Minuten später, die Sonne ist inzwischen verschwunden, fällt Susana in den Autositz und es geht zurück ans andere Ende von Subotica. Morgen wird sie den Geflüchteten im Rangierbahnhof Anti-Mückenspray vorbeibringen.

Anzeige



Friseur RUDLOFF
Gabrielstr.2 - Eichstätt
Phone: 08421-4797
www.friseur-rudloff.de

Jeder Tag ist Studententag
mit 10 % auf alle Dienstleistungen!

Minen, BHs und Mauerreste

Eine Auswahl an interessanten und skurrilen Fakten rund um das Thema Zäune, Grenzen und Mauern.

von Mariana Costa Vilar-Borghoff
Illustrationen: Marie Ottowitz

Nach dem Fall der Berliner Mauer sind die Mauerreste zu gefragten Kunst- und Sammelobjekten auf der ganzen Welt geworden. Russland, Hawaii, Südkorea, Guatemala sind nur einige Länder, in denen die

240

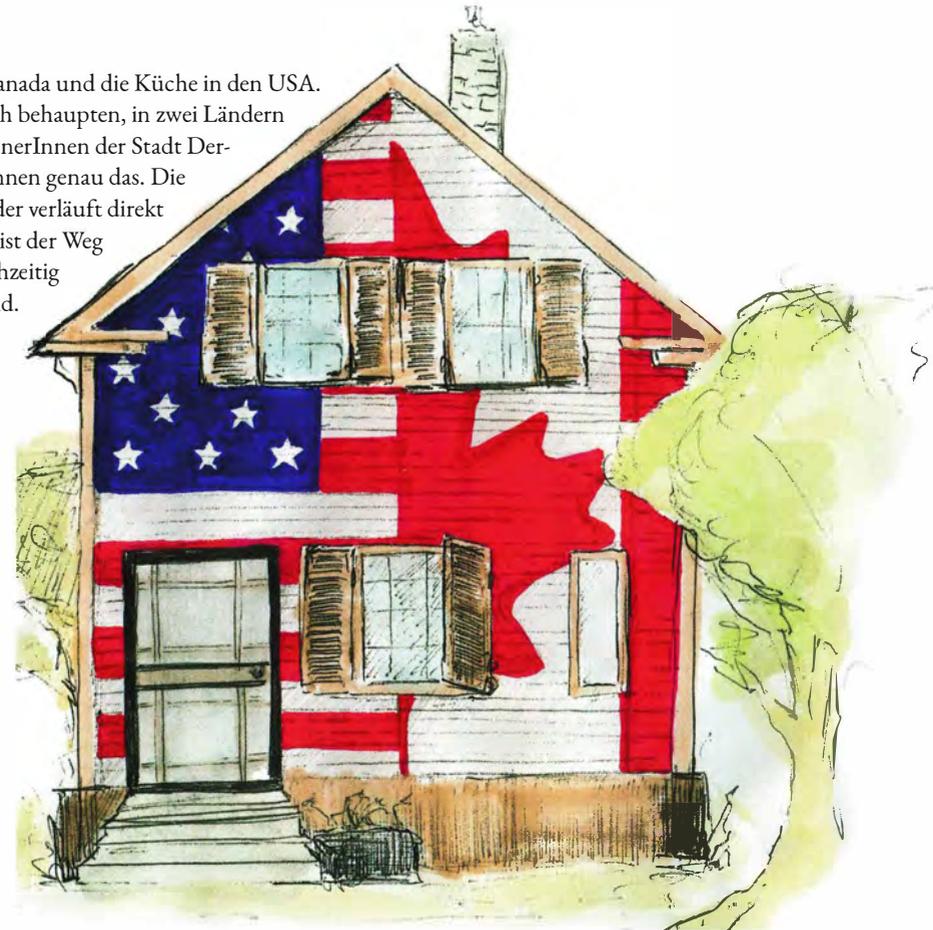
bemalten Mauersegmente zu finden sind. Auf insgesamt sechs Kontinenten steht ein Stück deutsche Geschichte.

Das Wohnzimmer in Kanada und die Küche in den USA. Wer kann schon von sich behaupten, in zwei Ländern zu leben? Einige BewohnerInnen der Stadt Derby Line in Vermont können genau das. Die Grenze der beiden Länder verläuft direkt durch Wohnhäuser. So ist der Weg in die Küche auch gleichzeitig einer in das Nachbarland.

Am häufigsten überquerte Grenze: Die Grenze zwischen Mexiko und USA gilt als verkehrsreichste der Welt.

1 000 000 Menschen und
437 000

Fahrzeuge überqueren täglich die Grenze.



Längste Grenzbefestigung:

4000

Kilometer Stacheldraht trennen Indien von Bangladesch. Ein zwei Meter hoher, mit Stolperdraht gesicherter Schutzwall und etwa 50000 Soldaten bewachen die Grenzanlage.

Kürzeste Landesgrenze: Die Halbinsel Penón de Vélez de la Gomera (Spanien) ist durch eine

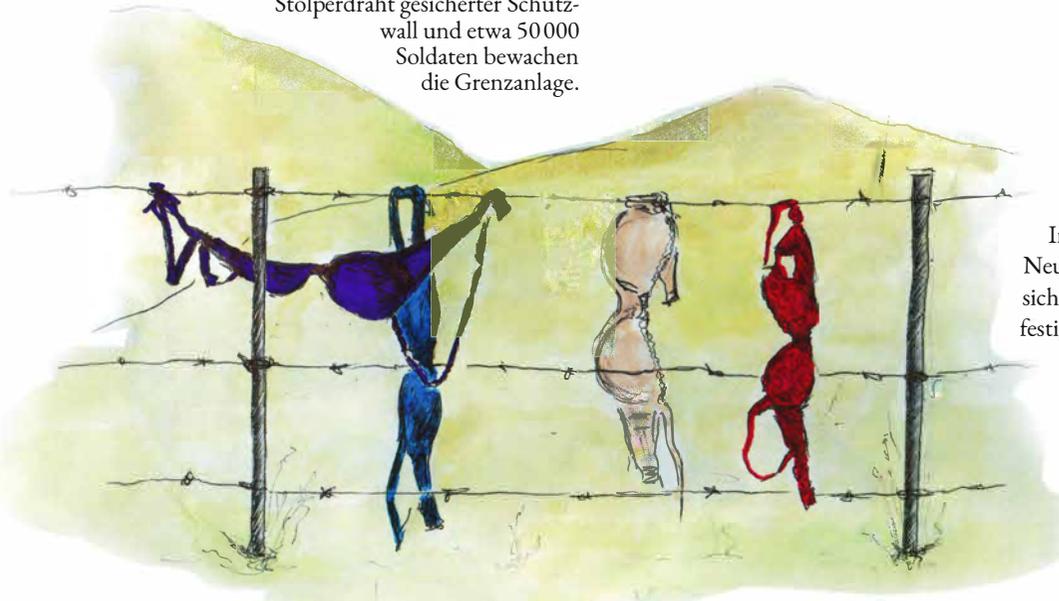
85

Meter lange Grenze von Marokko getrennt.

Am strengsten bewachte Grenze: Die innerkoreanische Grenze zwischen Nord- und Südkorea besteht aus einem Zaun, gesichert mit Stacheldraht, Wachtürmen, Scheinwerfern und mehr als

1 000 000

Minen. Panzersperanlagen, Schützengräben und Hochspannungszäune sichern die Grenze.



In allen Variationen wehen die BHs des BH-Zauns im kleinen Ort Cardrona auf Neuseelands Südinsel im Wind hin und her. Begonnen hat alles mit vier Frauen, die sich nach einer Silvesterparty 1999 von ihren BHs befreiten und sie an dem Zaun befestigten. Schnell wurden aus den vier Exemplaren tausende. 2006 musste die Wäsche weichen: Verkehrsgefährdung durch Ablenkung der AutofahrerInnen. Sam Lee, Besitzer des Landes, auf dem der Zaun steht, suchte den Büstenhaltern kurzerhand ein neues Zuhause. Heute ist der bunte Zaun, getauft auf den Namen „Bradrona“, eine Attraktion für viele TouristenInnen. Eine Spendenbox am Zaun soll der Brustkrebsstiftung in Neuseeland zugutekommen.

Anzeige

Braugasthof Trompete Bar - Biergarten - Gästezimmer



Gemütlichkeit im Herzen der Eichstätter Altstadt
frische bayerische & mediterrane Küche
Studenten-Mittagskarte
Sonnenterrasse & ruhiger Innenhofbiergarten

jetzt neu:
Mittagsschnäppchen -
jeden Tag ein anderes
Gericht für nur 6,- €

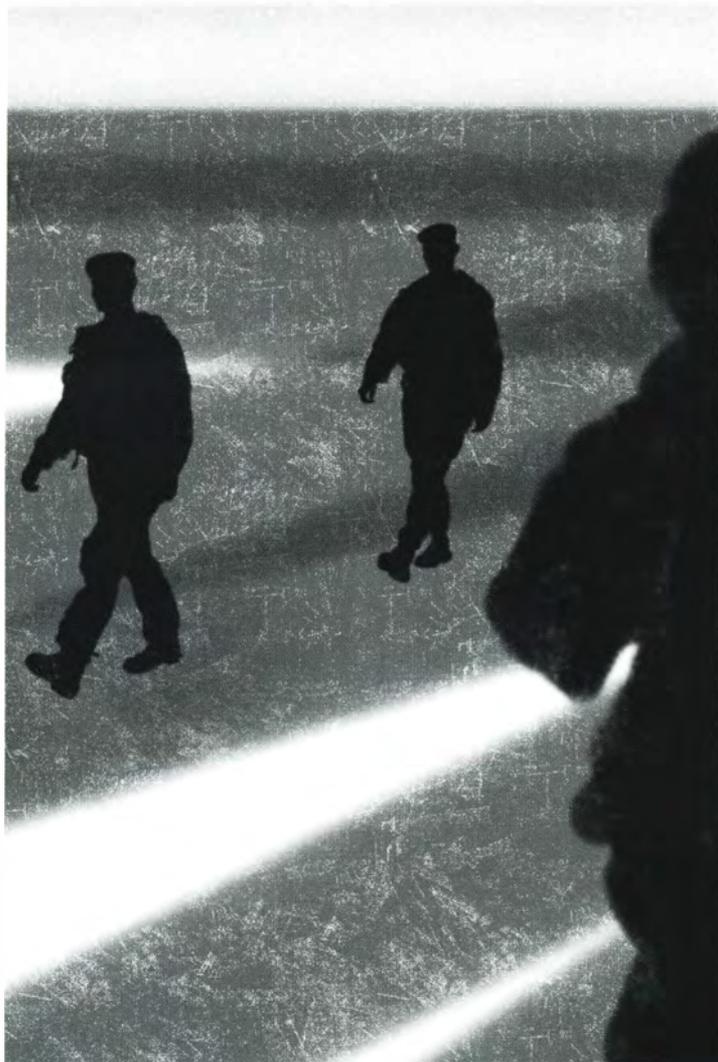
Ostenstr. 3
85072 Eichstätt
fon: 08421/98170
www.braugasthof-trompete.de
mail@braugasthof-trompete.de



Verlorene Heimat

Zerstörte Karrieren, zerrissene Familien, Zukunftsangst. Ein Krieg in der Ostukraine – mitten in Europa. Vier Geschichten.

Text & Fotos von Lena-Luisa Maier, Miriam Schäfer und Johanna Steinlen



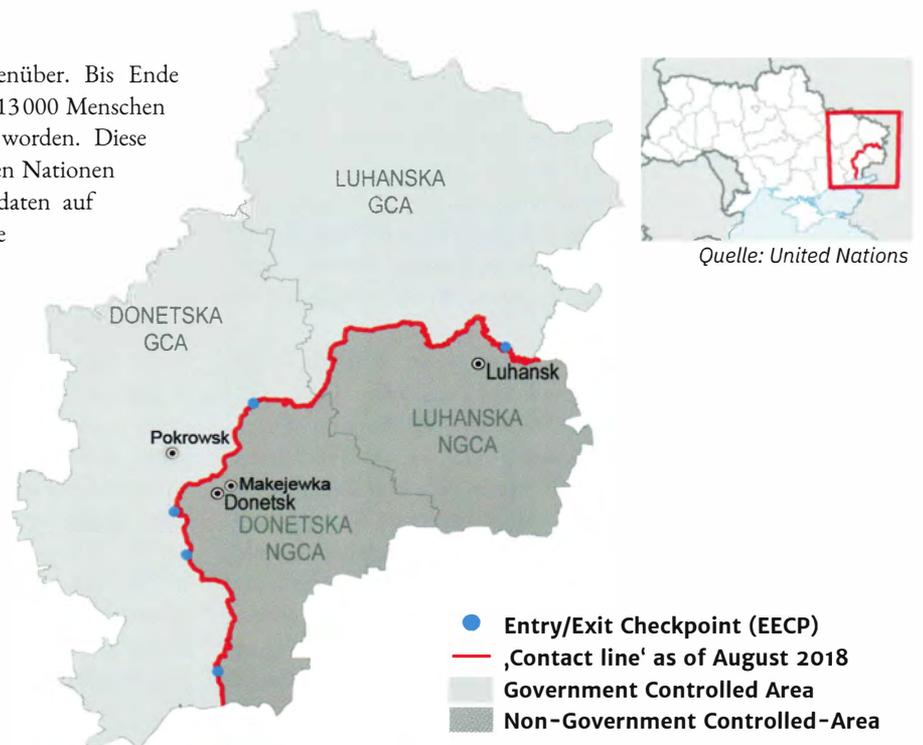
„Stellt euch vor, ihr lebt und es ist alles fest. Ihr habt Pläne, eine Arbeit und Familie. Ihr baut euer Leben auf – ihr plant es. Und dann kommt der Punkt, an dem ihr alles verliert. Alles was ihr hattet. Der Krieg hat unser komplettes Leben verändert und man kann es nicht mehr zurückholen.“ – Natalja

Seit 2014 herrscht Krieg in der Ostukraine. Zu Beginn wurde die Auseinandersetzung aber noch nicht als Krieg bezeichnet. Niemand dachte, dass sich die Situation immer weiter zuspitzt und bis heute anhält. In der Alltagssprache wird mittlerweile oft von Krieg oder Konflikt gesprochen – manchmal auch von Bürgerkrieg. Beispielsweise hat Russland Interesse daran, es als internen Konflikt darzustellen. Inzwischen sind Teile der Gebiete Luhansk und Donezk von prorussischen Separatisten besetzt, die sich von der Ukraine abgrenzen wollen. Die ukrainische Regierung hat diese Regionen nicht mehr unter Kontrolle. An der Front stehen sich ukrainische Soldaten und prorussische Separatisten



Illustration: Pascha Port

mit russischer Unterstützung gegenüber. Bis Ende 2018 sind in diesem Konflikt etwa 13000 Menschen getötet und circa 30000 verletzt worden. Diese Zahlen veröffentlichten die Vereinten Nationen (UN). Es trifft Zivilisten und Soldaten auf beiden Seiten. Die genaue politische Lage ist unklar. Das UN-Flüchtlingskommissariat erklärt am 28. Juli 2014 für die Gebiete Luhansk und Donezk den totalen Zusammenbruch von Recht und Ordnung – Freiheitsberaubung, Entführung, Folter und Exekution. Aus den besetzten Gebieten dringen kaum Informationen nach draußen. Eine freie Berichterstattung ist nicht möglich. Vier Menschen erzählen, wie sich ihr Leben durch den Krieg veränderte.





**Symon | 24 | Heimat: Donezk |
„Ich denke, die Stadt ist ohne Zukunft.“**

Von außen wirkt Symon wie ein schüchterner junger Mann. Fängt er an zu sprechen, überrascht er mit einer lauten, kräftigen Stimme. Symon interessiert sich für Geschichte, darin kennt er sich aus. Auch seinen Bachelor hat er in diesem Fach gemacht. Bis er 19 Jahre alt war, lebte er mit seiner Familie in Donezk. Wie sich seine Heimatstadt zwischen 2013 und 2014 veränderte, bekam Symon hautnah mit.

Die weltweite Wirtschafts- und Finanzkrise im Jahr 2008 traf die Ukraine besonders stark. Das Wirtschaftswachstum brach ein, die Exporte gingen zurück, die Arbeitslosigkeit stieg an. Andere Länder erholten sich, die Ukraine nicht. Symon erzählt, dass die Stimmung in Donezk sehr schlecht war. Wirtschaftlich haben sich die Menschen auch 2013 noch nicht erholt. In den Haushaltswarenläden seiner Eltern kaufte kaum noch jemand ein. Seine Familie hoffte, wie viele andere auch, auf ein Abkommen mit der Europäischen Union (EU), das der damalige Präsident Wiktor Janukowytsch

im Herbst unterschreiben wollte. Doch der russische Präsident Wladimir Putin drohte der Ukraine mit Handelsnachteilen. Die Folge: Janukowytsch unterschrieb das Abkommen nicht.

„Wir müssen etwas machen, wir müssen protestieren. Wenn wir nicht protestieren, werden wir immer in diesem schlechten Zustand bleiben.“ An diese Worte seines Onkels kann sich Symon noch gut erinnern. Und so geht

„Wir existieren.“

seine Familie auf die Straße und protestiert. Seine Mutter, von Beruf Künstlerin, stellt ein selbstgemaltes Bild vor dem Regierungsgebäude auf – das Wappen der Ukraine, umkreist von den EU-Sternen. Auch Symon verteilt in seiner Universität blaue Aufkleber mit gelben Sternen, darauf steht: „Wir existieren.“ Konsequenzen gibt es für Symon nicht. „In der Universität war das nicht so streng, da konnte man seine Meinung noch frei äußern. Auf der Straße dagegen musste man vorsichtig sein“, sagt er.

Das spüren auch seine Eltern. Die Proteste vor den Regierungsgebäuden werden immer gewaltsamer. Viele Menschen werden mit Steinen und Messern verletzt und landen im Krankenhaus. Wegen einer ukrainischen Flagge, die Symons Eltern am Auto hängen haben, werden die Fenster eingeschlagen.

„Zu dieser Zeit sind auch Panzer eingefahren“, erinnert sich Symon. Das ist das erste Mal, dass Symon versteht, wie ernst die Lage wirklich ist. Und auch seine Eltern werden vorsichtiger, nehmen die Flagge vom Auto. „Sonst wäre das Auto wieder kaputt gewesen, oder etwas noch Schlimmeres wäre passiert.“ Symon ist Jude. Deshalb bekommt er mit, wie in der jüdischen Gemeinde in Donezk Zettel verteilt werden. Darauf werden alle Juden aufgefordert, sich in Donezk bei der Regierung, die unter der Kontrolle von prorussischen Separatisten steht, registrieren zu lassen. Warum, weiß Symon nicht, aber er fand es „unheimlich, weil das wie in der Nazi-Zeit war.“

Im Sommer 2014 hofft Symon noch, dass alles wieder normal wird. Bis sein Großvater eines Tages vom Markt zurückkommt und erzählt, dass die ganze Stadt voller Soldaten sei. Die Familie beschließt endgültig zu gehen. Symon verlässt seine Heimat mit einem mulmigen Gefühl. „Überall in der Stadt waren Menschen mit Waffen und am Hauptbahnhof stand ein Mann mit militärischer Kleidung und hat Kriegslieder gesungen – das war ein bisschen unheimlich.“ Zwei Jahre lang wohnte seine Familie bei Verwandten in Dnipro, ungefähr sechs

Autostunden von ihrer früheren Heimat entfernt. „Mir ging es nicht so schlecht dort, aber meinen Eltern. Denn sie hatten keine Arbeit und auch keine Zukunft dort.“ Die früheren Geschäfte seiner Eltern konnten aufgrund des Krieges und der Armut in Donezk nicht verkauft werden.

2016 stellten Symons Eltern einen Antrag in der deutschen Botschaft, um nach Deutschland zu dürfen. Sie wollten sich eine neue Zukunft aufbauen und sahen ihre Chance in Deutschland. Seit 2017 wohnt Symon mit seinen Eltern, seinem jüngeren Bruder und seinen Großeltern in Baden-Württemberg. Er hat sich gut eingelebt, kann sich aber vorstellen, zurück in die Ukraine zu gehen. Allerdings nicht zurück in seine Heimatstadt Donezk. „Ich denke, die Stadt ist ohne Zukunft.“

Olena | 36 | Heimat: Donezk | „Die Stadt ist zerstört und die Leute da sind Fremde.“

Auch Olena sieht für sich keine Zukunft in der Stadt Donezk. Anders als Symon konnte sie sich auf ihren Umzug aber nicht vorbereiten. Denn als sie ihre Heimatstadt Donezk verließ, ahnte sie nicht, dass sie so schnell nicht mehr zurückkommen wird.

Sommer 2014. Olena hat frei und möchte ihren Mann besuchen. Er kommt auch aus der Ostukraine, studiert

„Ich war genau an meinem Platz.“

aber gerade in Deutschland. Olena ist 31 Jahre alt und steht am Anfang ihrer Karriere. Sie unterrichtet an einer Universität in Donezk, liebt ihren Job und ihre Kollegen. „Ich war genau an meinem Platz“, erzählt Olena.

Umso härter trifft sie bei ihrem Besuch in Deutschland die Nachricht, dass bewaffnete Soldaten in Donezk einmarschiert sind. Ihre Eltern und Freunde raten ihr davon ab, zurückzukommen. „Es ist zu gefährlich. Wenn ich hingehe, komme ich vielleicht nicht wieder“, sagt sie. Seither war sie nicht mehr in Donezk, sie hat alles dort gelassen. Ihre Karriere, ihre Freunde und für sie am Schlimmsten: ihre Eltern.

„Was passiert nun mit mir?“, fragt sich Olena in dieser Zeit. Ein Problem folgt dem nächsten. Nach ein paar Wochen läuft ihr Touristenvisum ab und sie reist zurück in die Ukraine. Um weiter in Deutschland leben zu dürfen, muss sie eine Sprachprüfung bestehen. Sie zieht für einige Wochen zurück – allerdings in die Mitte der Ukraine nach Kiew. Dort wohnt sie in einem Hotel und lernt ununterbrochen Deutsch. „Angebot und Rabatt waren bis dahin die einzigen deutschen Wörter, die ich kannte.“ Auch wenn sie jetzt darüber lachen kann, erinnert sie sich gut daran, wie schlimm die Situation für sie war, weil ihre Karriere so schlagartig vorbei war. „Für mich bin ich keine Hausfrau.“ In Deutschland war sie das aber. Gezwungenermaßen. Jetzt, nach fünf Jahren, hat sie zwar einen Job, kann sich aber nicht vorstellen, in ihren alten Beruf zurückzukehren. „Ich bin Perfektionistin. Das Sprachniveau, um an einer Universität zu unterrichten, werde ich niemals haben.“ Trotzdem ist Olena froh, dass sie durch ihren Mann nach Deutschland kommen konnte. Am liebsten hätte sie auch ihre Eltern hier, aber



die können die Großmutter in Donezk nicht allein lassen. Olena plagen Schuldgefühle. Schuldgefühle, weil sie in Sicherheit ist – aber ihre Familie und ihre Freunde nicht. Im ersten Jahr quält sie sich damit, sich rund um die Uhr über die Ereignisse in Donezk zu informieren. Sie möchte ihren Freunden und ihrer Familie dadurch nah sein. „Meine Freunde erzählen immer, wie viel Angst sie haben und ich kann nie sagen: Ja, ich weiß wie das ist.“

Um die Psyche ihrer Eltern sorgt sie sich am meisten. Vor allem im ersten Jahr sind ununterbrochen Bomben nahe dem Haus ihrer Eltern abgeworfen worden. Zeitweise kann Olenas Mutter das Haus gar nicht verlassen, weil es draußen zu gefährlich ist. Ihre Mutter hat stark abgenommen. Olena glaube, das liege an der ständigen Anspannung. Sie erklärt: „Eine Bombe kann jede Minute einschlagen. Jede Sekunde weißt du nicht, ob du weiterlebst oder nicht.“ Olena erzählt auch, dass sich ihre Mutter so an das Pfeifen der Bomben gewöhnt hat, dass sie mittlerweile mehr Angst hat, wenn es mal still ist. Olena hat ihre Eltern, seit sie Donezk 2014 verlassen hat, nicht mehr besucht. Um in das Gebiet zu kommen, müsste sie eine bewachte Grenze überqueren. Auf beiden

„Es kann alles passieren, es gibt keine Gesetze.“

Seiten der Grenze stehen bewaffnete Soldaten. „Es ist tödlich da. Es kann alles passieren, es gibt keine Gesetze.“ Sie ist immer noch fassungslos, wenn sie an das denkt, was in ihrer Stadt alles passiert ist. Sie meint zum Beispiel das Referendum in Donezk, das 2014 klären sollte, ob Teile der Ostukraine unabhängig werden wollen. Die Wahl lief alles andere als fair ab: mehrfache Stimmabgaben, bewaffnete Wahlbeobachter, vage Abstimmungsfrage. Das Referendum, das auf keiner Rechtsgrundlage

basierte, wurde international nicht anerkannt. Olena hat sich bei der Wahl enthalten. Danach hat sie ihre Freunde und Familie gefragt, was sie auf dem Zettel angegeben

hätten. „Keiner hat verstanden, worum es ging. Jeder von ihnen hat mir etwas anderes erzählt, was dort als Frage überhaupt gestellt wurde.“

Für Olena ist ihre Heimatstadt nicht mehr ihre Heimatstadt. So zu fühlen und das zu sagen, ist ihr peinlich. „Die Stadt ist zerstört und die Leute da sind Fremde“, sagt sie. Im Moment will sie nicht zurück in die Ukraine. Deutschland bedeutet für Olena Zukunft und Sicherheit. All das, was ihr Donezk nicht mehr bieten kann.

Anzeige

Der Weg in den modernen Journalismus ...

**Zeitung
ist
Zukunft**

Die DK-Volontäre – Wir machen sie fit für den Journalismus

Als große Regionalzeitung in Bayern setzen wir auf den Nachwuchs. Wir fördern intensiv junge Talente und bilden sie in einem zweijährigen Volontariat zu Redakteuren aus.

Wer sich für den Beruf des Redakteurs interessiert und gerne mal ein Praktikum in einer Lokalredaktion des DONAUKURIER und seiner Heimatzeitungen absolvieren möchte, kann sich bei uns melden.

Ihre Bewerbungsunterlagen können Sie auf unserer Homepage unter www.donaukurier.de hochladen oder per E-Mail an bewerbung@donaukurier.de senden. Bei weiteren Fragen zur Ausbildung melden Sie sich bitte unter der Nummer 0841/96 66-432.

Dranbleiben. Mitreden!

www.donaukurier.de



Foto: Stefan Eberl



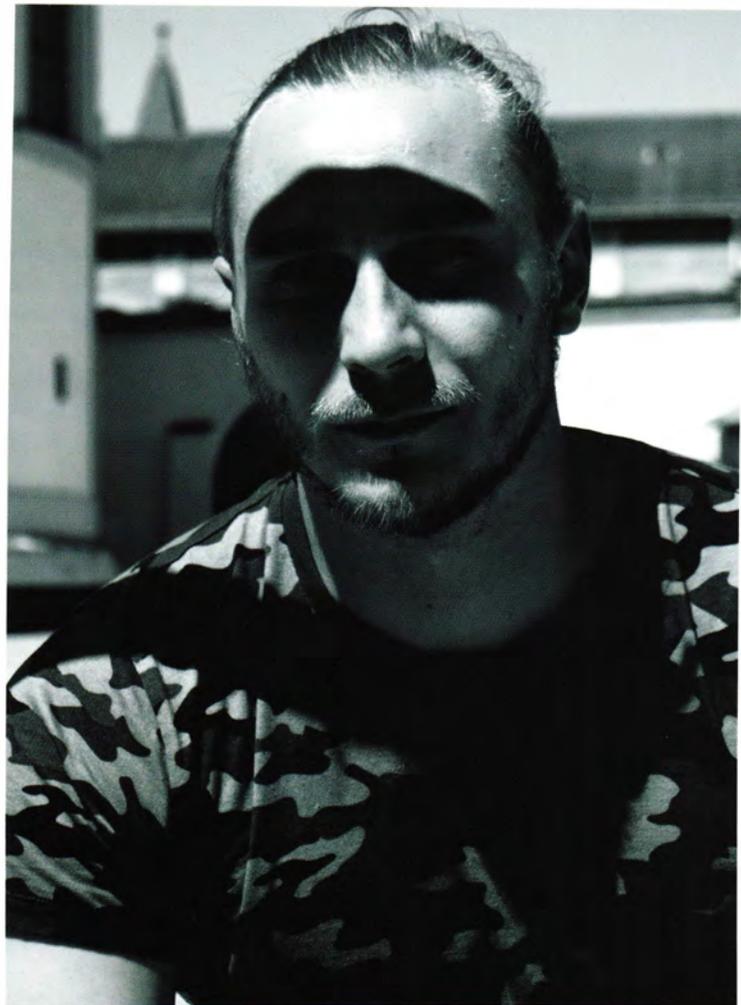
Ihor | 27 | Heimat: Lwiw |
„Man sieht ihnen an, dass sie viel weinen.“

Ihor war 2014 gerade einmal 22 Jahre alt und mitten in seiner Ausbildung zum Priester im ruhigen, westlichen Teil der Ukraine. Zusammen mit Studienfreunden und anderen Freiwilligen hat er sich im Dezember vorgenommen, Weihnachten an die Front zu bringen. Die Gruppe ging von Haus zu Haus, führte die Weihnachtsgeschichte auf und sammelte dabei Spenden. Hauptsächlich Essen und warme Kleidung. Denn die Ukraine war nicht bereit für den Krieg. „Wir waren wie Kanonenfutter“, sagt er. Das Land habe keine Armee gehabt, an der Front kämpften hauptsächlich Freiwillige. Den Umgang mit Waffen hätten sie nie gelernt. Viele, vor allem sehr junge Männer zwischen 18 und 22 Jahren, kämpften an der Front. „Und es war so kalt“, sagt Ihor. Er erzählt von den Soldaten in weißen Uniformen, die sie trugen, damit sie im Schnee nicht entdeckt werden konnten.

Die Soldaten wohnten in verlassenen Häusern und Erdlöchern. Wie in einer Art Bombenkeller. Dunkel und Feucht. Bilder von den Soldaten, die er besuchte, hat Ihor nicht. Denn niemand wollte seine Identität preisgeben. „Das ist zu gefährlich für die Familien“, sagt er. In den Erdlöchern hätten die Soldaten viele Tiere gehabt. Sozusagen als Glücksbringer. Sie waren für die jungen Männer emotional sehr wichtig. Ihor hat die Katze „Granate“ kennengelernt. Die Tiere kommen zu ihnen, weil sie sonst keiner fütterte. Wenn plötzlich alle verschwanden, wussten die Soldaten, dass etwas Schlimmes passieren wird. Der Glaube daran gehe sogar so weit, dass die Männer eine gespendete Weihnachtssente nicht schlachten wollten. Laut Ihor waren sie alle einig: „Einen Talisman essen wir nicht.“ Bei dem Besuch an der Front hat Ihor nicht viel mit den Soldaten über den Krieg gesprochen. Doch er erzählt: „Man sieht ihnen an, dass sie viel weinen. Und sie trinken viel, sie wohnen einfach in der Erde.“ Ihor schüttelt den Kopf und schaut



Einsteins



nach unten auf seine Hände. „Ich finde es schlimm“, sagt er, „wir sitzen zusammen, sprechen und essen mit diesen Menschen und am nächsten Tag kommt einer nicht mehr zurück und dann heißt es: Er wurde erschossen.“

Obwohl Ihor nur eine Woche an der Front unterwegs war, sagt er selbst, dass der Besuch sein Leben verändert hat. Für sein Studium lebt er mittlerweile in Deutschland. Den Krieg vergessen kann und will er aber nicht. Denn die Mütter, deren Söhne kämpfen, könnten den Krieg auch nicht einfach vergessen.

„... unsere Gräber sind frisch.“

Deshalb schaut er regelmäßig die ukrainischen Nachrichten. „Es tut weh, wenn du jeden Tag siehst, dass dein Volk kämpft und Leute sterben.“ In den deutschen Medien findet er dagegen kaum etwas zu dem Konflikt.

Erst vor ein paar Monaten ist ein Freund von ihm ums Leben gekommen. Er erinnert sich an einen Urlaub mit ihm am Meer und wie viel Spaß sie

hatten. „Und dann siehst du ein Foto von seinem Grab.“ Viele junge Menschen, die noch nichts von der Welt gesehen hätten, lägen jetzt im Grab, sagt Ihor. „Ihr habt das auch, aus dem Zweiten Weltkrieg – aber unsere Gräber sind frisch.“

Mittlerweile, nach fünf Jahren Krieg, ist die Ukraine besser darin geworden, einen Krieg zu führen. Sie haben eine Armee und aktuell werden keine neuen Gebiete mehr besetzt. Doch vor Kurzem hat Russland angefangen, in den besetzten Gebieten in der Ukraine russische Pässe zu verteilen. Darüber berichtete unter anderem die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Diese erklärt in einem Artikel, dass so der „Schutz russischer Bürger“ als Vorwand für einen regulären Militäreinmarsch dienen könnte.

Schlimm ist für Ihor, dass die schrecklichen Nachrichten von Toten und Verletzten nicht aufhören. „Niemand braucht das“, sagt er. Wenn Ihor darüber spricht, liegt seine Stirn in Falten, seine Stimme wird lauter und seine Sätze kommen selten mit einem Punkt zum Ende. Für ihn ist das Schlimmste, dass er nichts dagegen tun kann und sonst auch keiner etwas macht: „Europa schweigt.“

Natalja | 41 | Heimat: Makejewka | „Der Krieg hat unser komplettes Leben verändert und man kann es nicht mehr zurückholen.“

Natalja kommen die Tränen. Direkt bei der ersten Frage, direkt in der ersten Minute. Ihre Geschichte zu erzählen, fällt ihr nicht leicht. Ein Foto von sich möchte sie nicht machen lassen. Sie fühlt sich nicht sicher.

Natalja ist 41 Jahre alt und kommt aus Makejewka, einer Stadt im Donezk-Gebiet, die nicht mehr unter ukrainischer Kontrolle ist. „Der Krieg hat ganz plötzlich angefangen“, sagt Natalja. Sie hat zunächst gar nicht verstanden, dass jetzt wirklich Krieg ist. Um sie herum sind die meisten Bewohner der Stadt geflüchtet. „Ich konnte nicht so einfach wegfahren, ich hatte ja ein Kind.“ Und so begann 2014 ihr Leben vor ihren Augen zusammenzubrechen.

Natalja unterrichtet damals an einer Universität Wirtschaft. Durch die Unruhen und die Besetzung in der Stadt muss die Universität erst schließen, später umziehen. So wie viele Universitäten, die in den umkämpften Gebieten liegen. Plötzlich steht Natalja ohne Job da. Sie muss eine Entscheidung treffen und beschließt, der Universität zu folgen. Sie zieht in ein kleines Zimmer im 85 Kilometer entfernten Pokrowsk, das unter



Ein Interview mit einer Professorin zum Ukraine-Konflikt findet ihr auf einsteins-magazin.de

ukrainischer Kontrolle ist. Ihren Sohn Nikola lässt sie bei den Großeltern. Sie will ihn nicht aus seiner gewohnten Heimat herausreißen, weg von seinen Freunden und seiner Grundschule. Sie pendelt so oft es geht den langen Weg zwischen den beiden Städten hin und her. Dabei muss sie jedes Mal die stark bewachte Grenze zu dem besetzten Gebiet überqueren. „Viele sterben da, weil sie es körperlich nicht aushalten“, erzählt sie. Das passiere nicht jeden Tag, aber diese Grenze sei eine Qual. Sie erzählt, dass die Schlangen vor der Grenze so lange sind, dass es ohne eine Übernachtung nicht gehe. In den Schlangen müssen die Menschen zu Fuß anstehen, mit dem Auto können sie nicht durch. „Es ist eine Erniedrigung“, sagt sie. Das gehe soweit, dass manche nur anstehen würden, um ihre Plätze in der Schlange später zu verkaufen.



Illustration: Pascha Port

Ihren Sohn nicht bei sich zu haben und die ständigen Grenzüberquerungen haben sie erschöpft. „Ich hatte einfach keine Kraft mehr.“ Deshalb holt Natalja ihren elfjährigen Sohn nach der Grundschule zu sich.

Kontakt in ihre Heimat zu halten sei schwierig. „Die Post arbeitet ja nicht, wir können also nichts schicken.“

„Einfach überleben.“

Und auch Telefon und Internet werde immer wieder ausgeschaltet, sodass sie manchmal keine Möglichkeit habe, ihre Freunde oder Eltern zu erreichen.

Über Politik möchte Natalja eigentlich gar nicht mehr sprechen. Sie will sich da raushalten. Sie möchte mit ihrem Sohn „einfach überleben.“ Wenn sie sich doch einmal politisch informieren möchte, dann macht sie das über Foren im Internet. Denn was im Fernsehen läuft, sei alles russische Propaganda.

Ihre Wohnung in ihrer früheren Heimatstadt Makejewka kann sie nicht verkaufen, weil es aktuell kaum Geld dafür gibt – dabei bräuchte sie es dringend. Mit ihrem Sohn zusammen in dem kleinen Zimmer zu wohnen, sei schwierig. Natalja leidet sehr unter dieser Situation. Sie sagt, dass ihre Gesundheit angeschlagen sei. „Meine Heimatstadt ist dort geblieben – meine Freunde und Kollegen sind in der ganzen Ukraine und darüber hinaus zerstreut.“ Natalja atmet einmal tief ein. „Stellt euch vor, ihr lebt und es ist alles fest. Ihr habt Pläne, eine Arbeit und Familie. Ihr baut euer Leben auf – ihr plant es. Und dann kommt der Punkt, an dem ihr alles verliert. Alles was ihr hattet. Der Krieg hat unser komplettes Leben verändert und man kann es nicht mehr zurückholen.“

Genehmigung privater Angebote

Forschung **Fernsehen** Aufsicht

Technische Verbreitung Veranstaltungen

Medienkompetenz Radio

Bürgerkommunikation Jugendschutz

Vielfaltsicherung Digitale Innovationen

Medienstandort Bayern **Internet**

Aus- und Fortbildung **Programmförderung**

www.blm.de



Geschmuggelt

Zigaretten in einer Waschmaschine, eine gebratene Ratte als Mitbringsel und ein Hocker aus einem Elefantenfuß: Eine Auswahl der skurrilsten Dinge, die der Zoll im Jahr 2019 schon gefunden hat.

von Jessica Socher
Illustrationen: Marie Ottowitz



Im März fanden Zöllner des Hauptzollamts München am Flughafen im Reisegepäck eines Nigerianers Teile einer gebratenen Rohrratte. Angeblich wollte der Mann die verzehrfertige Ratte an Freunde verschenken. Das Fleisch aber ist aufgrund tierseuchenrechtlicher Regelungen nicht einfuhrfähig und wurde fachgerecht entsorgt.

27 000

Schuss Munition gefunden. Bei der Wohnungsdurchsuchung des 27-jährigen Besitzers fanden die Beamten unter anderem eine Maschinenpistole und ein Sturmgewehr. Die Ermittlungen führten zu weiteren Verdächtigen. Einer davon besaß versteckte Munitionskisten, in denen sich explosive Stoffe befanden, die von Spezialisten des Landeskriminalamts Rheinland-Pfalz gesprengt werden mussten.



Ein weiteres Problem, mit dem sich der Zoll herumschlagen muss, ist Produktpiraterie. Ein Kleinbus mit sieben Passagieren wurde im März in der Nähe von Regensburg aus dem Verkehr gezogen. Das Fahrzeug und der Anhänger waren unter anderem mit

22 gefälschten Uhren beladen. Ein Verfahren wegen des Verdachts eines Verstoßes gegen das Markengesetz wurde eingeleitet.



Sehr kreativ war ein 59-jähriger Mann, der im Mai versuchte, circa

11 000 ungesteuerte Zigaretten nach Deutschland zu schmuggeln. Bei einer Verkehrskontrolle untersuchten Zöllner seinen Wagen und fanden im Kofferraum eine Waschmaschine. Doch statt Wäsche befanden sich dort 53 Stangen Zigaretten.

Immer wieder versuchen Menschen, illegale Drogen nach Deutschland zu schmuggeln. Im April wurde eine Lagerhalle in Mittelbrandenburg, ein spanischer Tanklastwagen sowie fünf Wohnungen in Leipzig und Berlin durchsucht. Dabei gelang es der Staatsanwaltschaft und dem Zollfahndungsamt Dresden über

220 Kilogramm Marihuana,
34 000 Euro Bargeld, einen Pkw und einen Sattelzug sicherzustellen. Sieben Tatverdächtige wurden festgenommen, die mit dem Marihuana auf der Straße etwa 2,2 Millionen Euro verdient hätten.

Ende Februar bot ein 53-Jähriger aus Bergisch-Gladbach auf einem Kleinanzeigenportal im Internet einen mit Müllsäcken verhüllten Hocker zum Verkauf an. Es stellte sich heraus, dass es ein Elefantenfuß war, der zu einem Hocker umgearbeitet wurde. Elefanten sind nach dem Bundesnaturschutzgesetz eine besonders streng geschützte Tierart, deren Vermarktung verboten ist.

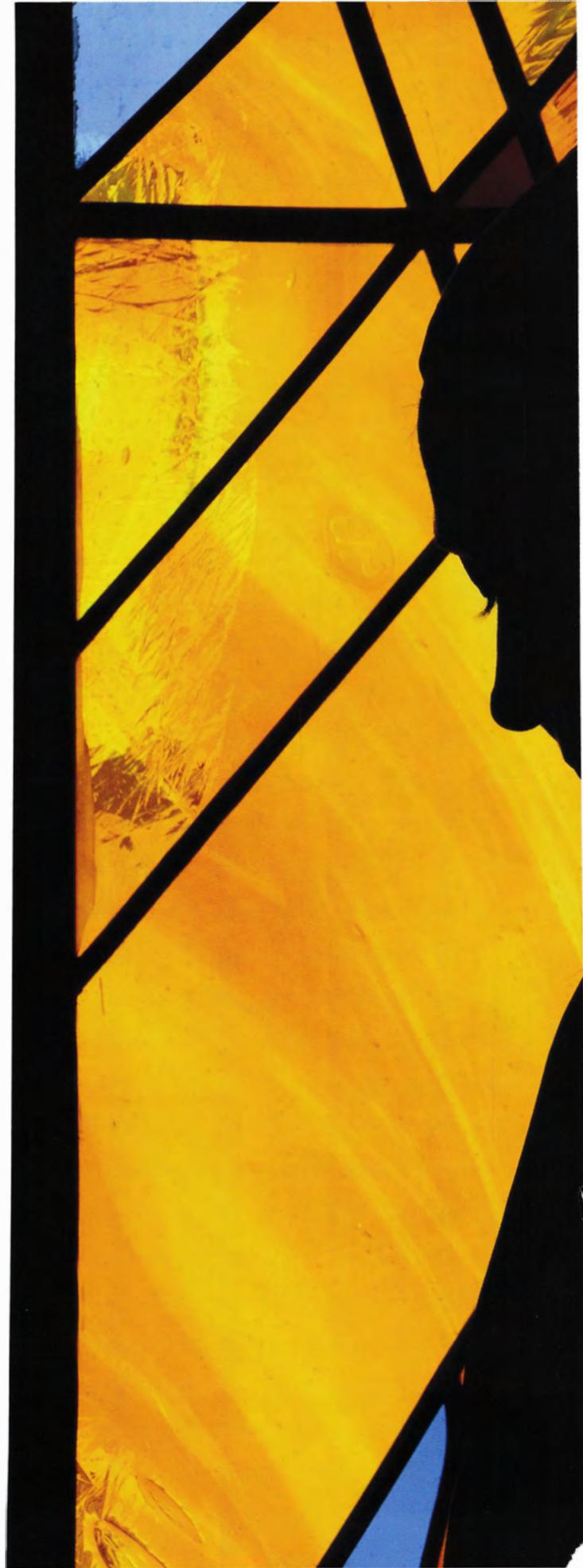


Frei hinter Mauern

Nicht gläubig, Familienwunsch – und plötzlich ein Leben hinter Klostermauern. Über eine junge Frau, die ihr Glück im Orden sucht.

*von Carina Irimia und
Paulina Porer*

*Fotos: Katharina Holzinger und
Paulina Skrobánek*





Sina kaut die Hostie, schluckt sie hinunter. Etwas passiert mit ihr. Ein Brennen breitet sich in ihrer Brust aus, erst ganz leicht, dann immer stärker. Was ist das? Ein Gefühl der Sehnsucht bricht über sie herein. Es durchflutet sie. Sina sehnt sich nach dem unendlichen Gott. Sie ist verloren und diesem fast unerträglichen Gefühl und dem Schmerz völlig ausgeliefert. Würde am liebsten weinen, schreien, rennen, alles gleichzeitig. Wie soll sie diese atombombenartige Explosion in ihrem Herzen aushalten? Wie mit diesem „Zuviel“ an Liebe umgehen? Sie atmet tief durch.

Für Sina ist das nichts Neues, seit längerer Zeit geht das schon so. Jedes Mal, wenn sie die Kommunion während einer Messe empfängt, steigt dieses Gefühl in ihr auf. Auslöser ist die Hostie, die nach dem Glauben der katholischen Kirche in den Leib Christi umgewandelt wurde. Und obwohl sie selbst sagt, das sei das „Verrückteste, was es überhaupt gibt, sowas zu glauben“, glaubt sie es.

Für Sina ist eine Hostie das größte Geschenk, das ihr Gott geben kann. Deshalb überlegt sie: „Herr, du schenkst dich mir jetzt mit deiner ganzen Gottheit in diesem kleinen Stück Brot. Wie kann ich dir denn meinen Dank sagen?“ Diese Frage wird Sina ins Kloster führen und ihr Leben komplett verändern.

Schwester Sina-Marie gehört zu den Apostolischen Schwestern vom heiligen Johannes. Das Mutterhaus des Ordens ist das Priorat Saint-Hugues in Burgund. Im September 2014 übernahmen die Schwestern des heiligen Johannes das katholische Kloster im oberpfälzischen Velburg von einem anderen Orden. Da Schwester Sina-Marie aus Deutschland kommt, wurde sie von ihrem Orden nach Bayern versetzt. Hier lebt sie gemeinsam mit den Schwestern Isaac, Clarissa und Laetitia Marie nach den drei Gelübden Keuschheit, Armut und Gehorsam. Ihre Gemeinschaft finanziert sich zum Großteil aus Spenden und aus den Einnahmen ihres Gästehauses. Das Leben der Schwestern ist auf das Nötigste begrenzt. Jede hat eine Zelle, wie sie es selbst nennen - ein 14 Quadratmeter großes Zimmer mit Bett, Schreibtisch, Schrank und einer kleinen Ecke mit Kreuzifix zum Beten. Die Schwestern des heiligen Johannes gehören aber nicht zu den rein kontemplativen Orden, die besonders streng und abgeschieden leben. Das bedeutet, Schwester Sina-Marie darf das Kloster in ihrer freien Zeit verlassen. Die Schwestern gehen

beispielsweise gerne joggen oder Fahrrad fahren – alles im Habit, dem Gewand der Schwestern. Trotz der gelockerten Richtlinien lebt Schwester Sina-Marie seit 14 Jahren mit vielen Einschränkungen. Auch eine gewisse Abgrenzung stellt sie durch ihr Leben hinter Klostermauern fest. „Ich merke schon, dass ich irgendwo natürlich in meiner Welt bin.“

Schwester Sina-Marie führt mit ihren 37 Jahren ein komplett anderes Leben als ihre Freunde aus Jugendtagen. Viele von ihnen haben bereits eine Familie gegründet. Mit Anfang 20 studierte Sina Journalistik und hatte ähnliche Pläne: „Ich wollte eher Mann und Kinder haben, eine Familie, ein ganz stinknormales Leben führen.“ Doch alles kommt anders. Dass die Entscheidung, freiwillig ins Kloster einzutreten, nicht für jeden verständlich ist, kann sie



Als Kind war Schwester Sina-Marie nie in der Kirche, heute feiert sie täglich die Messe.

gut nachvollziehen. Sie fragt sich oft selbst: „Wie kann das sein, dass du da glücklich drin bist? So attraktiv und so toll ist das Leben auch nicht – von außen betrachtet.“

Ihr Glaube an Gott ist für Schwester Sina-Marie heute selbstverständlich. Früher war das anders. Bevor sie den Namen „Marie“ mit ihrem Klostereintritt annimmt, wächst Sina Hartert, so ihr Geburtsname, in der Nähe von Stuttgart nicht gläubig auf. Im Jugendalter begleitet sie Freunde zu Veranstaltungen einer Freikirche. Dort erlebt sie zum ersten Mal, wie Menschen Gott in ihr Leben integrieren. Sina schließt sich den Freikirchlern zwar nicht an, aber die Erfahrungen bringen sie zum Nachdenken. „Das hat mich schon ein bisschen für diese Frage geöffnet: Gibt es diesen Gott oder gibt es ihn nicht?“

Bei einer Klassenfahrt lernt Sina das französische Kloster, das Priorat Saint-Hugues in Burgund, kennen. Ein Ort, zu dem sie sofort eine Verbindung spürt. Nach dem Abitur fährt sie wieder hierher. Sie will Antworten auf ihre Fragen über Gott. Dafür lebt sie drei Monate als Gast im Kloster. Jeden Tag bittet sie in ihren Gebeten um ein Zeichen von ihm. Sie will ihm eine Chance geben, ihr zu beweisen, dass es ihn gibt – oder nicht. „Dann muss ich mit dieser, für mich damals wirklich grausamen Wahrheit leben, dass ich vielleicht einfach ein Zufallsprodukt im Universum bin und nach dem Tod kommt nichts und dann ist es halt so.“

Sina diskutiert immer wieder mit einer Schwester über die Existenz Gottes und äußert ihre Zweifel. Es kann ihn nicht geben. Trotzdem geht Sina jeden Tag zu Gebeten und zur Messe. Wartet darauf, einen Beweis für Gott zu bekommen und endlich zu glauben. Nach zwei Mona-

ten geht sie mit ihren Fragen schließlich zum Generalprior der Brüder, der die Schwestern gerade als Prediger besucht. „Ich habe mir einfach erwartet, dass ich reingehe in dieses Treffen und rausgehe mit dem Beweis der Existenz Gottes“, sagt sie. Den bekommt sie nicht. Stattdessen sagt der Generalprior, dass er denke, sie glaube bereits.

Nicht die Antwort, die Sina hören will. Sie ist frustriert, will raus, braucht Platz. Er kennt sie nicht, hat doch keine Ahnung, ob sie glaubt oder nicht. Sie schreit ihre ganze Wut bei einem Spaziergang einfach raus. Die inneren Widerstände fallen ab. „In diesem Moment war das alles einfach nur klar: Gott existiert, ich weiß es. Es war keine Stimme, es war keine Erscheinung, es war einfach nur – ich wusste es.“ Sina hat die Erkenntnis, an Gott zu



Die Stille des Klosters hört ihr auf einstains-magazin.de

glauben, damals überwältigt. Ohne diesen Moment wäre wahrscheinlich alles anders verlaufen.

Heute steht Schwester Sina-Marie hier im Velburger Kloster mit ihren Schwestern um den gedeckten Mittagstisch. Im Sprechchor summen sie ein kurzes Gebet an den heiligen Josef.

Dann ist alles still. Sie setzen sich. Keiner sagt etwas. Keiner darf etwas sagen. Schwester Sina-Marie reicht eine Schüssel mit Blattsalat an Schwester Clarissa. Besteck klimpert. Sie deutet lächelnd auf den Wasserkrug. Nur

der Stoff ihres Ärmels durchbricht leise raschelnd die Stille. Schwester Laetitia Marie beginnt eine Heiligengeschichte vorzulesen, während die anderen essen.

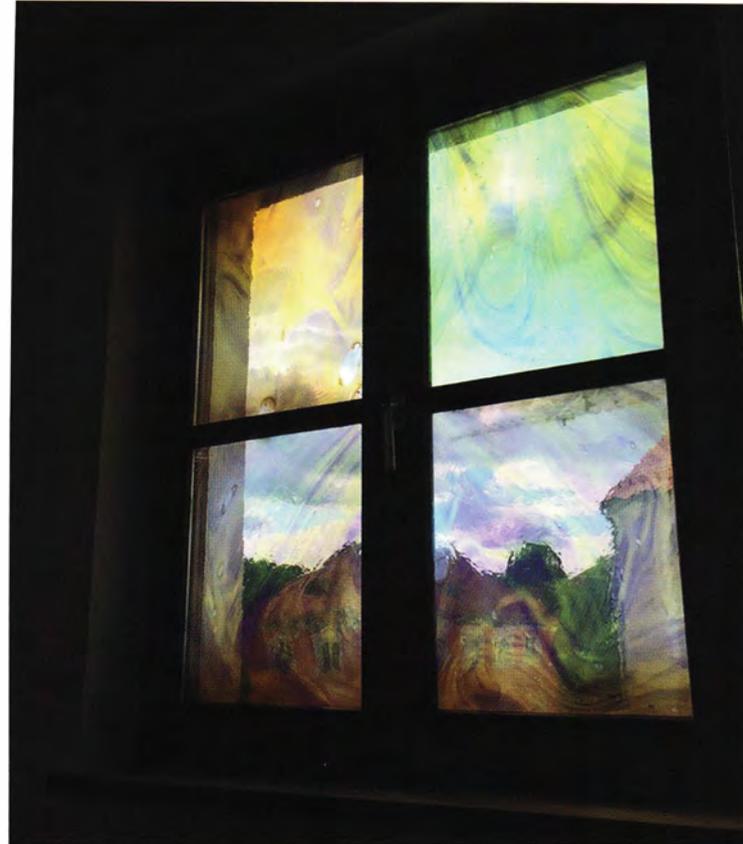
Die Salatteller sind leer, die Geschichte zu Ende. Schwester Sina-Marie läutet ein kleines Glöckchen. Einen kurzen Moment ist es noch ruhig. Dann löst sich die Stimmung, die Schwestern quatschen durcheinander. Es gibt Hühnerschnitzel in Tomaten-Sahnesoße mit Reis. Leider keine Pommes, die isst Schwester Sina-Marie am liebsten.

In einem Schrank neben dem Tisch steht ein schwarzer Röhrenfernseher. Er läuft aber nur in Ausnahmefällen: „Beispielsweise, wenn Fußball kommt: Wir haben hier zwei Fußballfreaks, die hocken dann vor dem Fußballspiel. Außerhalb der Gebetszeiten natürlich.“ Schwester Sina-Marie lacht. Auch andere Medien nutzt sie deutlich seltener als es Menschen außerhalb des Klosters in der Regel gewohnt sind. Die Schwestern besitzen beispielsweise keine Handys. „Daher habe ich schon das Gefühl, dass ich einen gewissen Abstand habe und nicht immer sofort das Neueste mitkriege“, sagt Schwester Sina-Marie.

Mit 22 Jahren steht Sina, noch auf der anderen Seite der Mauern. Sie studiert im oberbayerischen Eichstätt, ein Leben im Kloster kommt für sie nicht in Frage. Doch jedes Mal, wenn sie die Kommunion empfängt, spürt sie einen Schmerz in der Herzgegend. Sie sagt, es fühle sich an wie eine tiefe Sehnsucht. Damals will sie ihre Berufung, wie sie es nennt, noch nicht wahrhaben.

Es ist ein Sonntag im Frühjahr 2004. Sina sitzt in ihrem WG-Zimmer auf dem Bett. Hinter ihr hängen ein Kruzifix und ein kleines Marienbildchen. Sie telefoniert mit einer Freundin. Sie haben sich viel zu erzählen. Das letzte Telefonat ist bereits Wochen her. Mitten im Gespräch erzählt Sina plötzlich: „Du, also es geht mir zwar gut, aber ich vermisse die St. Johannes-Gemeinschaft so.“

Ihre Freundin antwortet: „Kannst du dir nicht vorstellen, da einzutreten?“ Sina überlegt. Die Freundin fragt



Den Abstand zur Außenwelt bemerkt Schwester Sina-Marie immer wieder.

weiter: „Denkst du nicht, dass dir immer was fehlen wird, selbst wenn du jemanden heiratest und Kinder kriegst?“ Sina fühlt sich ertappt. Jetzt wird ihr erst bewusst, dass sie bereits jede Etappe ihres Lebens mit der St. Johannes-Gemeinschaft geplant hat. Sogar ihr zukünftiger Traummann spricht in Sinas Vorstellung Französisch, damit sie die Schulferien mit ihren Kindern in der Nähe des Klosters verbringen können.

Auch Stunden nach dem Telefonat drehen sich Sinas Gedanken noch um die Worte ihrer Freundin. Sie gehen ihr nicht aus dem Kopf. Auch nicht, während sie mit einem Mönch telefoniert, den sie als Gastredner für ihre Universität einladen will. Aus dem kurzen Gespräch wer-

Anzeige



bietet Ihnen ein vielfältiges Brotsortiment ausschließlich mit hauseigenem Natursauerteig gebacken, eine große Auswahl an Klein Gebäck und feine Kuchen und Torten



Weißburger Straße 25
Tel. 08421/2608
www.schnellers-backstubn.de



Ein Leben hinter Mauern, um sich frei zu fühlen. Schwester Sina-Marie ist glücklich mit dem Weg, den sie gewählt hat.

den drei Stunden. Sina erzählt ihm von ihrem Gefühlschaos und dem Telefonat mit ihrer Freundin. „Ich denke, du hast die Berufung, eine Schwester zu werden“, sagt der Mönch. Die Worte treffen Sina. Panik steigt in ihr auf. Der Mönch beginnt laut „Gegrüßet seist du Maria“ zu beten, Sina bekommt wieder Luft. „Auf einmal sind alle Widerstände abgefallen.“ Sinas Entscheidung steht fest.

Sie nimmt ihre Berufung an und beschließt, eine Schwester zu werden. Heute lebt Schwester Sina-Marie im Kloster. In den Zeiten des Gebets stärkt sie ihre Beziehung zu Gott, sie sind fester Bestandteil ihres Lebens und nehmen die Hälfte des Tages ein. Daneben spielt aber auch Hausarbeit in ihrem Alltag eine große Rolle.

Die Ordensschwester ist zum Spülen eingeteilt. Sie hängt sich die rote Schürze mit „Pasta“-Aufschrift und verschiedenen Nudel-Motiven um den Hals. Neben ihr ein Berg an dreckigem Geschirr. Sie greift ein Teil nach dem anderen, drückt es unter Wasser und schäumt es dann mit dem Schwamm ein. Gemurmel von den etwa 20 Gästen kommt durch die Luke aus dem Raum nebenan.

Die Schwestern bedienen ihre Gäste selbst, die für ein paar Tage Zimmer mieten können. Sie bieten ihnen verschiedene Programme für die geistliche Einkehr, passen aber auch gerne einmal auf die Kinder auf, damit die Eltern sich etwas ausruhen können. Auch Putzen und Wäschewaschen gehört zu Schwester Sina-Maries Alltag. Dabei hört sie manchmal christliche Lieder oder Aufnahmen von Vorträgen über ihren MP3-Player.

Der Weg zum vollständigen Beitritt zur Klostergemeinschaft führt über etwa ein Jahr im Postulat und zwei

Jahre im Noviziat, nach dem die sogenannten zeitlichen Gelübde abgelegt werden. Keuschheit, Armut und Gehorsam. Danach dauert es noch vier Jahre bis zum ewigen Gelübde, mit dem die Schwestern endgültig versprechen, Gott ihr Leben im Kloster zu widmen.

Schwester Sina-Marie entscheidet sich bei all diesen Stationen immer wieder für das Kloster. Trotzdem gibt es 2013 eine schwierige Phase nach dem ewigen Gelübde, in der sie mit dem Gedanken spielt, auszutreten. Zu diesem Zeitpunkt ist Schwester Sina-Marie bereits über sieben Jahre im Kloster und hinterfragt ihr Leben. „Ich kann nicht sagen, dass ich es bereut habe, aber das war eine Zeit des Kampfes.“ In dieser Zeit hat sie plötzlich alles genervt. Ein Gedanke formt sich immer klarer: „Eigentlich würde ich jetzt echt gern rausgehen und heiraten.“

Sinas Wunsch zu heiraten und Kinder zu bekommen, holt sie als Klosterschwester ein. Sie wendet sich an ihren geistlichen Begleiter. Er unterstützt sie und hilft ihr, sich wieder auf Gott zu besinnen. Schwester Sina-Marie entscheidet sich noch einmal bewusst für ein Leben im Kloster, für ein Leben mit Gott.

Aber auch als Klosterschwester hat sie menschliche Bedürfnisse, die selbst Gott nicht so einfach stillen kann. Wie beispielsweise einem anderen Menschen körperlich nahe zu sein. Schwester Sina-Marie erwartet diese Nähe von Jesus im Glauben. „Dann sag ich: Herr, im Moment, Junge, Junge, ich würd mir so wünschen, dass mich jetzt jemand in den Arm nimmt. Mach du es bitte!“

Nicht nur ihre Freunde, sondern sogar ihre Familie haben nur selten die Möglichkeit, die Ordensschwester zu sehen. In ihrer Gemeinschaft darf eine Schwester eigentlich nur alle drei Jahre in die Heimat reisen und die Familie jedes Jahr an Weihnachten und Ostern sehen. Schwester Sina-Marie darf mit einer Sondererlaubnis

sogar einmal im Jahr nach Hause fahren, denn ihr Eintritt ins Kloster war für ihre Familie damals ein großes Problem.

Während ihre Freunde eigentlich alle positiv auf Sinas Entscheidung für den Eintritt ins Kloster reagierten, brach für ihre Familie eine Welt zusammen. Sinas Mutter redete auf ihre einzige Tochter ein, versuchte sie noch zuzustimmen und hoffte, dass sie die Idee doch noch verwirft. Die Familie konnte Sina nicht verstehen. „Das war ein großes Drama. Drama und Unverständnis.“ Sie verstehe aber, dass Menschen, die selbst die Berufung nicht spüren, ihren Lebensentwurf nicht nachvollziehen können und sie selbst das auch nicht verlangen könne.

„Das war ein großes Drama. Drama und Unverständnis.“

Im September 2005 ist der große Tag gekommen. Sina fährt mit dem kleinen weißen Lancia ihrer Oma in das Kloster, um dort ihren Weg zur Klosterschwester anzutreten. Ihre Freundin Elisabeth begleitet sie auf der Fahrt von Stuttgart nach Burgund. Sina steht hinter ihrer Entscheidung, aber die Worte ihrer Familie bedrücken sie noch sehr. Doch mit jedem Kilometer, den sie dem Kloster näher kommen, verbessert sich ihre Stimmung. Ihre Vorfreude wird immer größer. Gleichzeitig genießt Sina die Gespräche mit Elisabeth – es werden vorerst die letzten sein. Auch Elisabeth tritt bald in ein Kloster ein. Die nächsten Jahre dürfen sie vor allem im Noviziat nur selten Kontakt nach draußen aufnehmen.

Etwa sechs Stunden später rollt der weiße Lancia über den roten Kiesboden des Priorats Saint-Hugues. Es ist ein großer Platz, der von beiden Seiten mit Kugelbäumen eingerahmt ist. Am Ende der Baumreihen ragt die weiße romanische Kirche empor. Sina ist angekommen.

Die beiden stapfen mit ihrem Gepäck die hölzerne Wendeltreppe im Gästehaus hinauf. Jede der alten Stufen knarzt unter ihren Füßen. In ihrem Zimmer entdeckt Sina die Tür. Die Tür zu ihrem neuen Leben. Sie ist weiß und sieht erstaunlich normal aus. Nur ein rotes, rundes Schild mit einem weißen, waagerechten Streifen zeigt, dass etwas außergewöhnlich an ihr ist. Es ist die Tür zur Klausur, den Privaträumen der Klosterschwester. Hier darf Sina erst in zwei Tagen durch, wenn sie offiziell ins Kloster eintritt. Schon jetzt findet sie den Gedanken daran aufregend.

Zwei Tage sind vergangen. Sina steht wieder vor der Tür, die diesmal offen steht. Gleich ist es soweit. Sie hält ihr Tastenhandy noch in der Hand. Eine letzte SMS – an den Inhalt kann sie sich nicht mehr erinnern. „Okay, wenn mir jetzt noch jemand zurückschreibt, werde ich es nicht mehr sehen“, denkt Sina. Sie schaltet es aus, gibt es ihrer Freundin. Mitnehmen darf sie es nicht. Zwei Sekunden später steht sie auf der anderen Seite der Tür.

Um halb sechs ist es Zeit für die stille Anbetung in der kleinen Kapelle in Velburg. Sie dauert eine Stunde. Schwester Sina-Marie kniet sich neben den tiefen Stuhl auf den Boden der Kapelle. Es ist ein Raum im Kloster, in dem sie jederzeit beten kann. Ihr Habit legt sich über ihre Füße. Die Hände ruhen mit verschränkten Fingern in ihrem Schoß. Ihr Blick ist neutral und klar. Er ist nach vorne gerichtet, auf einen kleinen Kasten an der Wand, den Tabernakel mit geweihten Hostien als Allerheiligstes darin. Jegliches Zeitgefühl scheint ihr zu fehlen. Die Schwester lehnt sich nach vorne, die Arme nah am Körper, der Rücken rund. Ihr Gesicht schwebt nur wenige Zentimeter über dem braunen Teppichboden. Vorbeifah-

rende Autos, Kindergeschrei, Hundebellen: Sie reagiert auf keines der Geräusche von draußen.

Auch wenn die Gebetszeiten nicht immer in ihren Tagesablauf passen, sieht Schwester Sina-Marie die festen Zeiten positiv. „Das erfordert auch viel Glauben, zu sagen: ‚Okay Herr, diese Zeit ist jetzt nicht verloren, diese Zeit ist für dich und du schenkst sie mir auf eine andere Art und Weise wieder.‘“

Stille ist ein wichtiges Element für die Apostolischen Schwestern vom heiligen Johannes. Auch außerhalb der Gebete. Sie hilft den Schwestern, Gott zu hören und in Gedanken bei ihm zu sein. Im Erdgeschoss steht deshalb auf einem kleinen Tisch ein Kasten, in dem jede Schwester ein eigenes Fach hat. Hier können sie sich Nachrichten hinterlassen, ohne miteinander zu sprechen.

Vor allem kurz nach Sinas Eintritt, im Postulat, fällt ihr das Thema Stille noch sehr schwer. Sie sei fast explodiert vor lauter Fragen. In den wenigen Momen-



Den Originalbrief vom Anfang ihrer Zeit im Kloster hat sie bis heute aufgehoben.

ten, in denen sie reden darf, sprudelt alles nur so aus ihr heraus. Doch auch andere Punkte machen Sina anfangs zu schaffen, wie beispielsweise der seltene Kontakt nach draußen. Nur am Sonntag darf sie eine Stunde lang Briefe schreiben. Aber wem soll sie schreiben in der kurzen Zeit – und wem nicht? Sie hält ihren ersten Brief allgemein und kopiert ihn, um sich bei möglichst vielen Familienmitgliedern und FreundInnen melden zu können. Darin schreibt sie, dass sie überrascht sei. Der Klostereintritt war nicht das große Ereignis, das sie erwartet hatte, „ich bin ja schließlich dieselbe geblieben.“ Zu Beginn sei ihr die Intensität der Gebete schwer gefallen, doch das habe sich geändert: „Mit der Zeit schätze ich die Gebetszeiten immer mehr, da mir der liebe Gott viel Kraft in ihnen schenkt und ich diese direkte Verbindung zur Quelle brauche – wie ein Embryo, der seine Nahrung durch die Nabelschnur bezieht.“

Auch 14 Jahre später enthält der Tagesablauf von Schwester Sina-Marie viele feste Zeiten für Gebete oder Arbeiten. Obwohl sich ihr Leben zum Großteil hinter Kloster- oder Kirchenmauern abspielt, fühlt sie sich nicht eingesperrt. „Das Wichtigste ist die innere Freiheit, weil wir die äußere Freiheit eben nicht immer in den Händen haben.“ Auch wenn es für andere Menschen nicht in Frage käme, bedeute das Leben im Kloster mit all seinen Facetten für sie Lebensqualität. „Ich bin nicht gezwungen, es macht mich glücklich und ich sehe einen Sinn dahinter.“

Zu Beginn musste sich Schwester Sina-Marie im Kloster noch an wesentlich strengere Richtlinien gewöhnen. 2006 tritt sie ihr Noviziat im französischen Kloster an. Die Klosterschwester sagt: „In allen Orden ist das Noviziat besonders streng, damit man den Bruch mit der Welt spürt. Auch, um Zeit zu sparen. Kann ich es leben oder kann ich es nicht?“

Am Samstag vor Pfingsten im Mai 2012 soll Schwester Sina-Marie endlich ihr ewiges Gelübde ablegen. Sieben Jahre nachdem ihre Freundin sie zum Kloster gefahren hat. Die Nacht war kurz, die Aufregung ist groß.

Nach dem Frühstück hört sie plötzlich lautes Hupen. Das kommt von draußen. Auf dem Hof warten lachend die anderen Schwestern mit dem Auto: „Wir holen dich jetzt zu deiner Hochzeit ab.“ Alle sind in Feststimmung. Die Schwestern fahren nach Paray-le-Monial, dem Ort, an dem Schwester Sina-Marie heute ihr ewiges Gelübde ablegt. Sie schaut aus dem Fenster und wird plötzlich ganz aufgeregt. Da stehen ihre Freunde und ihre Mutter. Sie picknicken im Park unter strahlend blauem Himmel. Ihre Mutter hat extra Erdbeerkuchen für ihre Sina gebacken – die „Hochzeitstorte“.

Um halb vier beginnt die Zeremonie des ewigen Gelübdes. Sie bedeutet die totale Lebensübergabe an Jesus und die lebenslange Bindung an ein Leben im Kloster. Die ganze Kirche ist lichtdurchflutet und geschmückt mit bunten Blumen. In der ersten Reihe stehen die Schwestern, hinter ihnen ist die Kirche prall gefüllt mit Freunden, Familie und Besuchern.

Schwester Sina-Marie legt sich vor den Altar auf den Steinboden. Ihr Gesicht berührt die kalten Platten. Die Beine gerade, die Arme horizontal vom Körper weggestreckt – in Form eines Kreuzes. Ein Zeichen der vollkommenen Hingabe ihres Lebens an Gott. Französischer Kirchengesang hallt durch das Gotteshaus.

Schließlich kniet Schwester Sina-Marie auf einer Treppe vor dem Altar nieder. Vor ihr sitzt ein Pater, neben ihm jeweils eine Schwester. Er richtet ein Mikrofon auf Schwester Sina-Marie. Mit ruhiger Stimme liest sie ihr ewiges Gelübde von einem Zettel ab: „Mit der Gnade Christi und der Hilfe der allerseeligsten Jungfrau Maria verspreche ich, Schwester Sina-Marie, Gott Vater, Sohn

„Wir holen dich jetzt zu deiner Hochzeit ab.“

Anzeige

Wir machen
Euch



Dom-Apotheke Eichstätt

für Studium, Beruf
und Freizeit !

Domplatz 16 – 85072 Eichstätt – Telefon 08421 / 1520



Zweimal liegt Schwester Sina-Marie während der Zeremonie des ewigen Gelübdes in Kreuzform auf dem Boden. (Foto: Schwester Sina-Marie privat)

und Heiligem Geist Armut, Keuschheit und Gehorsam. Bis zum Tod.“

Vor Schwester Sina-Marie hat sich eine lange Schlange an Schwestern gebildet, die sie beglückwünschen wollen. Die erste Schwester und Schwester Sina-Marie fassen jeweils die Oberarme der anderen. Statt sich zu umarmen berühren sie sich mit den Köpfen. Einmal an der linken Schläfe und einmal an der rechten. Bevor sie sich loslassen, blicken sie sich noch einen Moment lang in die Augen. Schwester Sina-Marie strahlt über das ganze Gesicht, grinst bei jeder Schwester, die sie beglückwünscht, noch etwas mehr. Vor Glück zuckt sie mit den Schultern im-

mer wieder kurz nach oben. Sie freut sich, jede einzelne Schwester an diesem Tag bei sich zu haben.

Juni 2019: Die vier Klosterschwestern stecken mitten in den Vorbereitungen für ihre Reise nach Frankreich. Sie fahren extra nach Paray-le-Monial, um dabei zu sein, wenn am Samstag vor Pfingsten wieder Schwestern ihr ewiges Gelübde ablegen. Vor sieben Jahren stand Schwester Sina-Marie an dieser Stelle. Sie weiß noch genau, was es ihr bedeutet hat und steht hinter ihrer endgültigen Entscheidung für ein Leben hinter Klostermauern. „Ich habe mich wirklich gebunden, auch an diese Gemeinschaft. Dass ich dieses Leben leben möchte, bis zum Tod.“

Anzeige



Dom-**St. Willibald**
und Universitätsbuchhandlung

Lieferstress? Keiner da, der Päckchen entgegen nehmen kann?

Kein Problem: Bestellen Sie bei uns und holen Sie die Bücher im Laden ab.

**Dom- und Universitätsbuchhandlung
St. Willibald GmbH**

Marktplatz 5 · 85072 Eichstätt
Telefon 08421 80326

Öffnungszeiten

Montag bis Freitag von 8.30 Uhr bis 18 Uhr
und Samstag von 8.30 bis 12.30 Uhr





Die Redaktion

Print Produktion

CvD Print



Alina
Lackerbauer

CvD Layout



Johanna
Steinlen



Mariana
Costa Vilar-Borghoff



Andreas „Emre“
Eikam



Paulina
Porer

Text Print und Online

CvD Text



Lena-Luisa
Maier

CvD Text



Fabian
Schell



Kilian
Beck



Daniela
Blaimer



Carina
Irimia



Miriam
Schäfer



Jakob
Schätzle



Paulina
Skrobanek

Marketing

CvD Marketing



Lisa
Herbst



Robin
von Gumpenberg



Nina
Schmitzer

Online Produktion

CvD Online



Merle
Schüning

stv. CvD Online



Jessica
Socher



Sebastian
Braun



Sophia
Dittmann



Alexandra
Rank

Social Media

CvD Social Media



Katharina Holzinger

stv. CvD Social Media



Rebecca Ostertag



Imke Leimbach



Moritz Thienen

TV Produktion

CvD TV



Luca-Dorian Straub

stv. CvD TV



Pia Klaus



Alina Bergmann



Amerio Mele



Simon Müller



Linda Wiethaus



Lisa Wölfle



Jan Wullmann

Dozierende

Multimediale Koordination



Dominik Sandler

Text



Friederike Herrmann

TV Produktion



Michaela Petek

Online/Social Media



Pascal Tannich

Print Produktion



Susanne Wegner

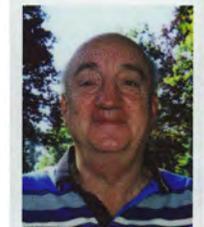


Steffen Grütjen

Technische Unterstützung



David Lehmeier



Robert Thaller



EINSTEINS
Das Magazin der Eichstätter
Journalistik

Redaktionelle Beratung

Wolfgang Luef (SZ-Magazin)
Klaus Ött (Süddeutsche Zeitung)
Daniel Peter (Mainpost)

Juristische Beratung

Rechtsanwalt Prof. Dr. Ernst Fricke
(Honorarprofessor)

Druck und Auflage

Spintler Druck & Verlag
92637 Weiden i. d. Oberpfalz
1 500 Exemplare

Herausgeberin

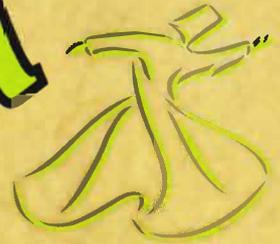
Prof. Dr. Friederike Herrmann
Studiengang Journalistik
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt
Ostenstraße 26, 85072 Eichstätt
info@einsteins-magazin.de

Gefördert von der Ludwig-Delp-Stiftung



Anzeige

MEVLANA
KEBAP HAUS



Marktgasse 2, 85072 Eichstätt
Telefon: 08421/9092728
facebook/Mevlana-Kebap-Haus-Eichstätt

Öffnungszeiten:
Montag bis Samstag 10:00 - 22:00 Uhr
Sonntag und Feiertage 11:00 - 22:00 Uhr





Ernst Fricke
Recht für Journalisten
Presse - Rundfunk - Neue Medien
2., völlig überarbeitete Auflage
572 Seiten, gebunden, 49,90 €
ISBN 978-3-86764-095-4
Handbuch Journalismus
Universitätsverlag Konstanz

PROF. DR.
FRICKE & COLL.

RECHTSANWÄLTE | FACHANWÄLTE | MEDIATOREN

EINFACH MEHR „WISSEN“ FÜR JOURNALISTEN

JournalistInnen sind als Berufsgruppe in ein besonderes Netz von Rechten und Pflichten eingebunden. Das gilt, egal ob sie für Verlage, Rundfunksender oder Onlinemedien arbeiten. Es handelt sich nämlich beim Medienrecht um eine „Querschnittsdisziplin“ und eine manchmal unübersichtliche und schwierige Materie, vom Strafrecht bis zum Zivilrecht, vom Verwaltungsrecht bis zum Verfassungsrecht.

Und nicht jeder hat die Veranstaltung „Medienrecht“ an der Katholischen Universität Eichstätt besuchen können, wo „Hilfe zur Selbsthilfe“ im Medienrecht als Studienziel vermittelt wird.

Unsere Kanzlei unterstützt ihre MandantInnen mit einer über 30-jährigen Erfahrung nicht nur im Medienrecht, sondern in vielen weiteren Rechtsgebieten. Die Kanzlei Prof. Dr. Fricke & Coll. berät Privatpersonen ebenso Unternehmen, Freiberufler, Ärzte und Steuerberater, sowie Sportler und Künstler. Im Bereich des öffentlichen Rechts vertritt die Kanzlei seit Jahrzehnten Kommunen sowie deren Amtsträger und Organe. Zu fast allen Rechtsgebieten gibt es einschlägige Veröffentlichungen (siehe <http://publikationen.kanzlei-fricke.de>).

Prof. Dr. Ernst Fricke, Mag. rer. publ.

- Rechtsanwalt
- Mediator (ITMH)
- Professor für Verwaltungs- und Sozialrecht (University of Applied Sciences, Neubrandenburg)
- Honorarprofessor für Medienrecht und Gerichtsberichterstattung an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Dieter J. Maier

- Rechtsanwalt
- Fachanwalt für Arbeitsrecht

Lydia Oberwallner

- Rechtsanwältin, Mediatorin (ITMH)
- Fachanwältin für Familienrecht

Of Counsel

Carolin Meier, LL.M.

- Wirtschaftsjuristin

Isolde Fricke

- Mediatorin (ITMH / BM®)



info@kanzlei-fricke.de



www.kanzlei-fricke.de



facebook.com/prof.dr.fricke

Stammsitz Landshut

Innere Regensburger Str. 11
84034 Landshut

Fon: 08 71 - 925 98 0

Fax: 08 71 - 22 8 93

Mail: info@kanzlei-fricke.de

Zweigstelle München

Siegesstr. 14
80802 München

Fon: 0 89 - 90 54 17 24

Fax: 0 89 - 90 54 77 19

Mail: info@kanzlei-fricke.de

Zweigstelle Nürnberg

Königstorgaben 7
90402 Nürnberg

Fon: 09 11 - 240 18 62

Fax: 08 71 - 22 8 93

Mail: info@kanzlei-fricke.de



Titelfoto: Lisa Herbst